



Denis Coté: Porträtist der Sonderlinge ViennaleStandard sponsored by A1

Rennauto für Liebende: Der Bugatti 35 im RONDomobil



SA./SO., 23./24. OKTOBER 2010 | ÖSTERREICHS UNABHÄNGIGE TAGESZEITUNG | HERAUSGEGEBEN VON OSCAR BRONNER | € 2,00

Trotz Überalterung: 81 Prozent gegen mehr Zuwanderer

Mehrheit sagt in STANDARD-Umfrage: Die Alten haben es viel besser als die Jugend

Wien – Nur 18 Prozent der Österreicher halten es für notwendig und sinnvoll, die drohende Überalterung der Bevölkerung durch mehr Zuwanderer auszugleichen. Das geht aus einer aktuellen Market-Umfrage für den STANDARD hervor. Dabei haben 81 Prozent erklärt, zusätzliche Zuwanderung sollte unterbleiben. Eine Mehrheit für Zuwanderung als Mittel gegen Überalterung findet sich überhaupt nur unter den Grünen, unter Akademikern und Maturanten kann sich etwa jeder Dritte mit der Idee anfreunden.

In den anderen Bevölkerungsgruppen und den Wählerschaften der anderen Parteien ist die Ablehnung der Zuwanderung ganz eindeutig. Selbst wenn es um Pfl-

gekräfte geht, sind 61 Prozent gegen mehr Zuzug aus dem Ausland. 60 Prozent sind stattdessen für gezielte Förderungen zur Steigerung der Geburtenzahlen.

Die Lage der Pensionisten wird positiv gesehen. Fast zwei Drittel sagen, Ältere hätten es heute besonders gut, eine Mehrheit sieht Nachteile für die Jugend: Sie müsse sich mehr anstrengen und hätten weniger Chancen. (red) Seite 5

Grüne fordern nur einen Stadtratsposten in Wiener Regierung

Wien – Bürgermeister Michael Häupl strebt nun offiziell eine Koalition mit den Grünen an. Bis zum 3. November soll die neue Stadtregierung stehen. Die Grünen sind mit einem Stadtratsposten zufrieden. Inhaltlicher Knackpunkt sei das Thema Verkehr, sagte Häupl. ÖVP-Spitzenkandidatin Christine Marek sprach von einer „rot-grünen Gefahr“ für Wien.

Innenministerin Maria Fekter (VP) kritisierte die Stadt Wien für ihr Vorgehen im Fall der Komani-Zwillinge. (red) THEMA Seiten 2 und 3 Seite 17, Kolumne Hans Rauscher Seite 46 Kommentar Seite 48

HEUTE

Kopf des Tages Sängerin Nena ist zwei Jahrzehnte nach den 99 Luftballons der Star der Bewegung „50 ist das neue 30“. Seite 48

„Menschenrechtsschutz in der Krise“ Manfred Novak, scheidender UN-Sonderberichterstatter für Folter, zieht Bilanz. Interview Seite 28

Streitobjekt Koralmtunnel Verkehrsministerin Bures muss sämtliche Bau- und Finanzierungskosten für die ÖBB übernehmen. Seite 14

G-20: Exportmächte gegen USA Finanzminister Geithner verärgert mit seinen Forderungen Deutschland und China. Seite 25

Machtkampf im ORF General Wrabetz schickt Info-Direktor Oberhauser auf Zwangsurlaub und droht ihm mit Abwahl. Seiten 41, 48

STANDARDS

Sport 22, 23
NetBusiness, Wissenschaft . . 24
Kommunikation, Blattsalat . . . 41
Veranstaltungen, Kino 42, 43
TV, Switchlist 44, 45
Kunstmarkt, Reise, Rätsel A 5 – A 8
Sudoku K 23

WETTER

In den Niederungen hält sich zum Teil zäher Nebel. Zumeist ist es dicht bewölkt, hie und da zeigt sich die Sonne. Maxima 8–14 Grad. S. 22

Nachrichten in Echtzeit auf derStandard.at



Wir werden älter

Demografie ist ein trockenes Thema, aber unglaublich spannend: Bevölkerungsexperte **Wolfgang Lutz** hat den Anstoß für diese Schwerpunktausgabe gegeben, über die wir in der Redaktion viel diskutiert haben. Denn der Rückgang der Geburtenrate fällt mit einem Anstieg der Lebenserwartung zusammen, die Überalterung hat Auswirkungen auf die sozialen Sicherungssysteme genauso wie die Zuwanderung. Auch die Binnenmigration in Österreich entwickelt sich unterschiedlich.

Da alles mit allem in Verbindung steht, haben wir uns auf einen Aspekt konzentriert: Wir werden älter. In dieser Schwerpunktausgabe versuchen wir, die Auswirkungen dieses Prozesses vor Augen zu führen und zentrale Fragen zu beantworten. Es kommen Experten genauso zu Wort wie Menschen, die den Generationenkonflikt offen austragen. Wir zeigen zukünftige Entwicklungen auf und Fehler der Vergangenheit. Wir bringen aber auch Positivebeispiele. Dass Schönheit keine Frage des Alters ist, zeigen die Aufnahmen der international renommierten Fotografin **Elfie Semotan**.

Ins Zahlenmaterial gestürzt haben sich **Günther Oswald** und **Klaus Taschwer**, um mit **Peter Frey** und **Fatih Aydogdu** die komplexen Zusammenhänge grafisch darzustellen. **Bettina Stimer** hat die verschiedenen Vorschläge redaktionell in eine Ausgabe gebracht, **Rudi Reiterer** die optische Form gefunden.

Wir wollen mit dieser Ausgabe Denk- und Reformanstöße geben – für das Zusammenleben von uns allen und die Politik.

Alexandra Förderl-Schmid,
Chefredakteurin
derStandard.at/Altern

Mit **Wolfgang Lutz, Andreas & Andrea Khol, Ilija Trojanow, Werner Thum & Markus Roth, Hans Magnus Enzensberger, Johannes Heesters & Simone Rethel** und **Konrad Paul Liessmann**. **Fotos: Elfie Semotan**

Unauffällig

Man kann mit einiger Sicherheit davon ausgehen, dass ein Unternehmer in absehbarer Zeit in die Pleite geht, wenn er a) Stammgast in den *Seitenblicken* ist; b) von bunten Infollustrierten zum Superstar ausgerufen wird, komplett mit Homestory und Fotos von Trophäenfrau, Yacht und Villa; und nun auch c), wenn der Betreffende besonders große Sprüche bezüglich der Überlegenheit des Turbo-Kapitalismus und der Überflüssigkeit von Gewerkschaftern, Sozialstaat und der Kontrollfunktion von Regierungen von sich gegeben hat.

Ein Unternehmer oder Banker soll ja neben seinem Betrieb auch noch andere Interessen haben, vielleicht auf dem Gebiet der Kunst und des Mäzenatentums, auch beim sozialen

Engagement sollte man dabei sein. Auch zu wirtschaftspolitischen Fragen sollten sich prominente Manager und Eigentümer durchaus äußern, freilich sparsam und ohne (Markt-)Radikalismus.

Alles andere ist vom Übel, wie man jetzt wieder am Fall des Konzernherrn Mirko Kovats sieht, dessen Holding A-Tec insolvent wurde. In den *Seitenblicken* war er nicht zu sehen, aber seine marktradikalen Ansichten äußerte er gern und häufig, ganz kurz zurückliegend sogar in einem Buch.

Schuld an seiner Pleite ist aber weder der Sozialstaat, noch staatliche Bevormundung, sondern wohl mangelnde Selbstkontrolle bei der Expansion. Merke: Gute Unternehmer fallen nicht auf.

RAU



Das Schweigen der Lömmer.

Hiltrud Lömmer schwatzte nicht mehr. Die von ABC-Promis gefürchtete Klatschkolumnistin war auf einem Abhang mit ihrem Mercedes frontal gegen einen Felsblock geprallt. Ein Event, das sie spitalreif und vorerst wortlos machte. Kommissar Dietmar, wie gewohnt pünktlich zur Stelle, hörte aufmerksam dem einzigen Zeugen zu: Horst Kaduhn, ein Prominenter der D-Kategorie. „Ich fuhr hinter der Lömmer her, um sie

wegen einer Verleumdung zur Rede zu stellen. Plötzlich brach ihr Auto in einer Kurve aus und stürzte geradeaus hinunter.“ Dietmar sah ins Wageninnere und bemerkte ein herausragendes Detail. Daraufhin sagte er zum Mächtigeren-Star: „Ihre Geschichte ist erlogen, Herr Kaduhn. Ich vermute, Sie haben dem Schicksal im wahrsten Sinne des Wortes einen Stoß gegeben. Und dafür gibt es ein Indiz.“ Was hatte Dietmar gesehen?

Echt letztklassig! Nächster Fall: 20.11.2010
nstin also mit seinem Auto hinunter:
Heckaufprall! Kaduhn schubste die Kolum-
ausgeföhren waren – Beleg für einen starken
sich um die NECK-PRO-Kopfstützen, die
Beim herausragenden Detail handelte es





Wolfgang Lutz ist Österreichs führender Bevölkerungsexperte. **Klaus Taschwer** sprach mit ihm über Prozesse des Alterns, junge Gesellschaften und darüber, warum das Pensionsalter der Frauen ungerecht ist.



Wolfgang Lutz ist überzeugt, dass die Gleichung „Je älter, umso weniger leistungsfähig“ auf Gesellschaften übertragen nicht gilt. Foto: Corn

„An mehr Flexibilität führt kein Weg vorbei“

STANDARD: Demografen warnen seit einiger Zeit davor, dass unsere Gesellschaft altert. Wie und wann kam es eigentlich dazu?

Lutz: Als Zunahme des mittleren Alters der Bevölkerung bzw. des Anteils der über 60-Jährigen definiert, ist das Altern eine logische Konsequenz des Anstiegs der Lebenserwartung und des Rückgangs der Geburtenraten. Das Phänomen ist bei uns über ein Jahrhundert alt, auch wenn sich die Geschwindigkeit, mit der die Gesellschaften in Europa, Nordamerika und Teilen Asiens älter werden, in den letzten Jahren noch beschleunigt hat.

STANDARD: Was bedingte diese Beschleunigung?

Lutz: Der Prozess ist überall der Gleiche: Zunächst sinken die Sterberaten durch einen höheren Lebensstandard und bessere medizinische Versorgung. Je mehr Kinder pro Familie überleben, desto weniger Kinder werden in den nächsten Generationen in die Welt gesetzt. Auch die bessere Bildung der Frauen spielt hier eine wichtige Rolle. Viele Entwicklungsländer, vor allem in Afrika, sind noch mitten in diesem Prozess, den man demografischen Übergang nennt.

STANDARD: In der Öffentlichkeit wird vielfach bereits von einer „Überalterung“ – zumindest im Hinblick auf die nächsten Jahrzehnte – gesprochen. Was sagt die Demografie zu dieser Diagnose?

Lutz: Ich halte diesen Begriff und die Diagnose für falsch. Eigentlich ist es schon problematisch, vom „Altern“ einer Gesellschaft zu sprechen. Mit unserer eigenen Erfahrung des Alterns hat er jedenfalls wenig zu tun: Als Person reifen wir, werden stärker – und ab einem bestimmten Zeitpunkt nehmen dann bestimmte Fähigkeiten wieder ab, während andere – wie etwa die Erfahrung – zunehmen.

Das kann man nicht auf eine Gesellschaft umlegen.

STANDARD: Warum?

Lutz: Weil sich eine Gesellschaft durch Geburten und Zuwanderung ständig selbst erneuert. Dazu kommt, dass die Gleichung „Je älter, umso weniger leistungsfähig“ so sicher nicht richtig ist. Wir haben an unserem Institut ein großes Sample Firmendaten ausgewertet, die sowohl ausweisen, wie die Altersstruktur der Mitarbeiter und die Produktivität der Firma aussieht. Und dabei zeigten sich einerseits große Unterschiede je nach Sparte, andererseits aber vor allem, dass eine gewisse Durchmischung am besten ist. Und das scheint auch für die Gesellschaft insgesamt zu gelten.

STANDARD: Aber haben jüngere Gesellschaften nicht doch Vorteile?

Lutz: Nicht unbedingt. Denken Sie nur an afrikanische Staaten, deren Bevölkerung zur Hälfte unter 15 Jahre alt ist. Diese Länder sind sicher nicht leistungsfähiger als ältere Gesellschaften. Aber auch Populationen mit einem besonders hohen Anteil von Menschen zwischen 15 und 25 haben Probleme, zumal, wenn es sich um junge Männer mit wenig Bildung handelt. Ein Überschuss an jungen Männern war immer wieder mit ein Grund, dass Kriege begannen wurden.

STANDARD: Zurück zu Österreich: Sind wir hier ausreichend darauf vorbereitet, dass wir älter werden?

Lutz: Das Problem liegt bei uns primär beim Pensionssystem, das vom Ansatz her völlig veraltet ist, weil nichtwirtschaftliche Leistungsfähigkeit, Gesundheit oder Arbeitswille die entscheidende Rolle spielen, sondern starre Vorgaben zu Alter und Beitragszeit. Zudem ist das Anreizsystem in

den meisten Fällen so gestaltet, dass die Leute dumm wären, würden sie nicht schon früher in Pension gehen. Wenn man das heutige durchschnittliche Pensionsantrittsalter von 58 Jahren auf 2030 anwendet, wo wir viel mehr Menschen in diesem Alter haben werden, sind Probleme unausweichlich. Darüber hinaus halten sich die Probleme aber in Grenzen – wenn die Gesellschaften entsprechend flexibel reagieren.

STANDARD: Frauen leben im Schnitt länger als Männer und gehen früher in Pension. Was halten Sie von dieser Regelung ...

Lutz: ... die in Österreich absurderweise sogar in der Verfassung festgeschrieben ist. Sie gilt ja – so wurde argumentiert – als Ausgleich, um die Benachteiligungen der Frauen zu kompensieren. Was eine eigenartige Methode ist: Denn statt bei der Benachteiligungen der Frauen beim Gehalt anzusetzen oder bei der Vereinbarung von Beruf und Familie, schickt man sie, nachdem sie diese Mühen hinter sich gebracht haben, früher in Pension. Das frühere Pensionsalter der Frauen ist kein erhaltenswertes Recht, sondern die Fortsetzung ihrer Unterordnung mit anderen Mitteln: Im Schnitt sind die Männer in den Ehen ein paar Jahre älter. Wenn sie in Pension gehen, wollen sie, dass die Frauen auch zu Hause bleiben und für sie kochen bzw. ihre alten Mütter pflegen.

STANDARD: Seit wann gibt es denn überhaupt so etwas wie Pensionen?

Lutz: Das ist eine relativ junge Erfindung. Früher haben fast alle Menschen gearbeitet, bis sie gestorben sind. Das war auch eine Überlebensfrage. Als 1889 in Deutschland die Rentenversicherung eingeführt wurde, lebten die Leute, wenn sie überhaupt das Rentenalter erreichten, im Durchschnitt noch zwei, drei Jahre. Die Demografen sind bei ihren Prognosen bis in die 1970er-Jahre davon ausgegangen, dass die Lebenserwartung nur bis etwa 76

Jahre steigen und sich dann stabilisieren würde.

STANDARD: Was nicht passiert ist.

Lutz: Richtig. Die Lebenserwartung steigt nach demografischen Berechnungen derzeit pro Jahrzehnt um zwei bis drei Jahre an, während das faktische Pensionsalter seit Jahrzehnten unangetastet bleibt. Entscheidend ist dabei nicht die Lebenserwartung bei der Geburt, sondern die bei Pensionsantritt. Und die durchschnittliche Österreicherin, die heute mit 57 in Pension geht, hat dann noch deutlich über 30 Jahre Leben vor sich, wenn man die künftige Verbesserung in der Lebenserwartung abschätzt.

STANDARD: Haben Sie die Versicherungen und die Politiker nicht ausreichend vor dem Problem gewarnt?

Lutz: Wir versuchten es. Ich erinnere mich noch gut, als wir Mitte der 1980er-Jahre vor den Folgen des demografischen Wandels für die Pensionsversicherungen gewarnt haben und als Reaktion nur wütende Anrufe bekam. Gewerkschafter haben uns beschimpft, wie wir die Leute so verunsichern könnten. Damals hätte man den Übergang noch schonend gestalten können, aber niemand sah dafür eine Notwendigkeit.

STANDARD: Warum nicht?

Lutz: Die Pensionsversicherer operieren mit einem Horizont von zwanzig, fünfundzwanzig Jahren. In den 1980er-Jahren begannen die geburtenstärksten Jahrgänge erst ins Erwerbsleben einzutreten. Inzwischen sehen die Kassen, was auf sie zukommt. Denn ab etwa 2020 werden diese Jahrgänge in den Ruhestand gehen. Die Politik tut sich heute noch schwerer, darauf zu reagieren, denn Ruhestandler und diejenigen, die weni-

ger als zehn Jahre davon entfernt sind, machen mittlerweile die Hälfte der Wählerschaft aus.

STANDARD: Gibt es in anderen Regionen der Welt ähnliche Probleme?

Lutz: In Ostasien – also insbesondere in Südkorea und Japan – verläuft der Alterungsprozess noch sehr viel dramatischer. In Südkorea etwa ist die Zahl der Geburten seit 1970 von mehr als fünf Kindern pro Frau auf etwas über ein Kind gesunken. Damit altert dort die Gesellschaft viel schneller.

STANDARD: Wie reagiert man in Ostasien darauf?

Lutz: Man ist verunsichert. Da in diesen Gesellschaften Einwanderung nicht sonderlich populär ist, müssen die Leute länger arbeiten. Die Japaner haben zwar auch ein gesetzliches Pensionsalter, aber danach kehren sie häufig zu ihrer alten Firma zurück und arbeiten dort für weniger Gehalt als vorher.

STANDARD: Wäre das auch in Modell für Österreich?

Lutz: Ich denke, dass es auch viele Österreicher gibt, die sich ihre Pension gerne aufbessern würden. Aber es gelten strenge Grenzen, bis wann man wie viel dazuverdienen darf, und die finanziellen Anreize zum Weiterarbeiten sind sehr gering. An mehr Flexibilität führt kein Weg vorbei. In den Firmen war die Bereitschaft bisher jedoch nicht sehr groß, Ältere zu behalten oder einzustellen.

WOLFGANG LUTZ (53) leitet das „World Population Program“ am Iiasa in Laxenburg, ist Direktor des Instituts für Demografie der ÖAW in Wien und seit zwei Jahren Professor für Sozialstatistik an der WU Wien. Er erhielt 2010 den Wittgenstein-Preis, Österreichs wichtigste Wissenschaftsauszeichnung, und 2008 einen ERC Advanced Grant.

Umfrage: Schwere Jugend, dafür sorgenfreies Alter

Ein Drittel der Österreicher macht sich ernsthafte Sorgen, wie sich das Leben im Alter gestalten wird. Aber die derzeitige Lage der Senioren wird rosiger gesehen – und mögliche Änderungen werden kritisch betrachtet.

Conrad Seidl

Linz – Wer alt ist, der hat es gut. Auf diese einfache Formel lässt sich die Einschätzung der Bevölkerungsmehrheit bringen. Belegt wird das durch eine umfangreiche Befragung, die DER STANDARD beim Linzer Market-Institut in Auftrag gegeben hat. Demnach sagen nur 31 Prozent, und hier vor allem sehr junge Befragte, dass es die alten Menschen in unserem Land besonders schwer hätten.

63 Prozent teilen die Meinung: „Die Alten haben es heute besonders gut, weil sie so sichere Pensionen und so viele Freiheiten haben wie nie zuvor.“

Fragt man aber, wie es wohl den jungen Menschen geht, so sieht das Bild ganz anders aus. Da teilen 52 Prozent die Ansicht: „Die Jugend hat es heute besonders schwer, weil sie sich besonders anstrengen muss und dennoch nicht so viele Chancen hat.“ Besonders die jungen Menschen selbst, aber auch die Bewohner des ländlichen Raumes sowie die Anhänger von ÖVP und Grünen betrachten die Lage der Jugend eher pessimistisch. Nur 41 Prozent stützen die Gegenthese, dass es die Jugend besonders gut habe.

Seniorenpartei SPÖ

Und welche Partei setzt sich nun für welche Bevölkerungsgruppe ein? 54 Prozent nennen die SPÖ als eine Partei, die sich besonders für alte Menschen einsetzt, 42 Prozent nennen die ÖVP, 26 auch noch die FPÖ. Nur 22 Prozent sehen in den Grünen eine Partei für die Alten, 14 Prozent im BZÖ – da jede Partei und jede Gruppe einzeln abgefragt wurde, sind Mehrfachnennungen und Überschneidungen möglich. Dazu kommt, dass jeder dritte Befragte der SPÖ ein besonderes Engagement für Frühpensionisten zutraut.

Als Partei, die die Interessen der Jugend vertritt, wird die FPÖ praktisch ebenso stark gesehen wie die SPÖ – diesen beiden Parteien trauen 50 beziehungsweise 51 Prozent ein besonderes Engagement im Jugendbereich zu, den Grünen 42 Prozent, der ÖVP aber nur 34 Prozent, dem BZÖ gar nur 24 Prozent.

Die Erwartungen, die die Österreicherinnen und Österreicher an den eigenen Lebensabend haben, sind überwiegend positiv: 51 Prozent meinen, dass sie als älterer Mensch nicht viel anders leben würden als jetzt. 15 Prozent meinen sogar, dass es ihnen im Alter eher besser gehen würde als derzeit – eine Erwartung, die vor allem von jungen, höher gebildeten Befragten getragen wird.

Ein Drittel aber macht sich ernste Sorgen: 37 Prozent der Frauen und 29 Prozent der Männer vermuten, dass sie selbst es im Alter schwerer als jetzt haben werden –

besonders ausgeprägt ist diese Sorge in der mittleren Altersgruppe zwischen 30 und 50, bei den Beziehern mittlerer Einkommen und Menschen mit niedriger Bildung.

Market fragte auch, welche Maßnahmen notwendig und sinnvoll wären, um die Probleme mit der Überalterung in den Griff zu bekommen, und welche wenig bringen und unterlassen werden sollten:

■ **Pensionen nur an Menschen über 65 zahlen** – diese radikale Durchsetzung des gesetzlichen Pensionsalters befürworten nur 20 Prozent – Männer, Akademiker und leitende Angestellte und Beamte sind überdurchschnittlich stark dafür. Aber 79 Prozent meinen: Finger weg von den Frühpensionen.

■ **Pensionskürzungen** sind das größte Tabu – sie werden von 95 Prozent abgelehnt.

■ **Höhere Sozialversicherungsbeiträge** werden von 24 Prozent befürwortet (besonders von Rot- und Grün-Wählern), aber von einer Dreiviertelmehrheit abgelehnt.

■ **Neue Steuern, etwa auf Vermögen** schmecken ebenfalls vor allem SPÖ- und Grün-

Wählern – 52 Prozent der Bevölkerung sind aber dagegen, nur 45 dafür.

■ **Gezielte Förderung, damit Mütter mehr Kinder bekommen**, gefällt 60 Prozent, 37 Prozent meinen, das bringe nichts.

■ **Ein eigenes Seniorenministerium** betrachtet jeder dritte Befragte für sinnvoll (67 Prozent klar dagegen), eine eigene **Seniorenpartei** nur jeder Sechste.

■ **Mehr Einwanderung nach Österreich zulassen** – das ist nur für 18 Prozent eine Option, 81 Prozent sind dagegen – außer wenn es sich um Pflegepersonal handelt.



Fotografische Studie über die reife Schönheit: Arme mit viel Erfahrung.

Foto: Elfie Semotan

Höhere Bildung beschleunigt regionale Alterung

Junge Menschen bleiben nach dem Studium in der Stadt – ein Teufelskreis für den ländlichen Raum

Wien – Eugen Fulterer hätte alles, was man braucht, um ein erfolgreicher Wirt in einem ländlichen Gasthaus zu sein: Die Tourismusschule hat er absolviert. Und ein gutgehendes Gasthaus hätte er auch, das seine Mutter lieber heute als morgen übergeben würde: Das Gasthaus Kreuz ist ein seit 1880 bestehender Traditionsbetrieb, seit 1934 in der Familie.

Aber statt hinter der Theke in Rankweil steht der junge Mann am Samstagabend im Wiener Ragnarhof mit dem Stück *Lieben macht sehr schnell abhängig: Fangen Sie gar nicht erst an!* auf der Bühne.

Sechs Jahre hat er im elterlichen Betrieb gearbeitet, und Mutter

Martha hofft noch heute: „Hier haben die Eltern ihr Herzblut drinnen, es wäre schön, wenn die Kinder draufkommen, dass das doch was Gutes ist.“ Aber Eugen ist auf etwas anderes draufgekommen: „Als ich ein Stipendium bekommen habe, um in Wien Kunst zu studieren, war klar, dass ich dort bleibe.“ Ähnlich ging es seinen vier Geschwistern, von denen sogar zwei gastronomisch ausgebildet sind, sich dann aber als Lehrer und Sozialarbeiter weitergebildet haben.

Ähnlich geht es vielen Familien von Gewerbetreibenden aus dem ländlichen Raum, die ihren Kindern die bestmögliche Bildung

vermitteln – und dann erleben, dass diese gute Bildung als Berufung zu Höherem empfunden wird als zur Führung eines Wirtschaftshauses oder eines Kaufmannsladens. Das Greißler- und Wirtschaftshaussterben auf dem Land ist sichtbares Zeichen eines Braindrains: Die klügsten, bestgebildeten Köpfe verlassen die Regionen und bleiben in den Städten, wo sich ihnen mehr Chancen bieten.

Daheim gehen sie als Arbeitskräfte und Konsumenten verloren – tendenziell werden Regionen ärmer, wenn gerade die am besten gebildeten Bewohner abwandern. Tatsächlich lässt sich an den Karten der Statistik Austria ablesen,

dass Akademiker und Pflichtschulabsolventen in verschiedenen Welten leben. Nicht nur geistig, sondern auch geografisch: Die Gebiete mit hoher Akademikerquote sind auch jene mit den relativ höheren Einkommen.

Verschärft wird dieses Problem dadurch, dass die Standorte mit den höchsten Bildungseinrichtungen – in Österreich mehr als in anderen Ländern – auf die größten Städte und Wirtschaftszentren konzentriert sind. Umso lieber bleiben die jungen Leute dort. Sie gehen damit auch als intellektuelles Potenzial der Region verloren. Die Überalterung wird verschärft, die Wertschöpfung sinkt. (cs)



Audi Service

Samstags: Räderwechsel

Nutzen Sie am 23. Oktober noch einen extra langen Räderwechsel-Samstag bei Ihrem Audi Service Betrieb auch außerhalb der Arbeitszeit. Denn zur Erinnerung: Ab November herrscht Winterreifenpflicht. Mit einem Vorab-Anruf verkürzen Sie eventuelle Wartezeit. Ihr teilnehmender Audi Service Betrieb freut sich auf Ihren Besuch. www.audi.at/service

Audi empfiehlt die Testsieger-Reifen von Continental




Pensionsreform entscheidet sich an der Tankstelle

Die französische Polizei „befreite“ am Freitag ein großes Treibstofflager. Die wirtschaftlichen Folgen des Streiks wegen der Pensionsreform wiegen immer schwerer. Doch die Gewerkschaften denken nicht daran, aufzugeben.

Stefan Brändle aus Paris

Nicolas Sarkozy geht aufs Ganze. Der französische Präsident setzte am Freitag alles daran, dass nach der Nationalversammlung auch der Senat die umstrittene Pensionsreform billigte. Damit wäre der Weg frei, damit das Parlament die Erhöhung des Pensionsalters von 60 auf 62 Jahre nächste Woche endgültig verabschieden kann.

Mindestens so wichtig war für die Regierung ein symbolischer Sieg an der Streikfront: 200 Polizisten gelang es am Freitag, die Blockade der zentralen Raffinerie Grandpuits aufzuheben. Dabei wurden drei Gewerkschafter verletzt. Umgehend fuhren ein Dutzend Tanklaster vor, um den Großraum Paris wieder mit Benzin und Diesel zu versorgen. Während die Gewerkschaften wegen der Verletzung des Streikrechts Klage einreichen wollen, beruft sich Sarkozy auf das „nationale Interesse“. Landesweit waren am

Freitag noch knapp ein Viertel aller Tankstellen leer. Auch Bahn und Flugzeuge verkehrten wieder etwas häufiger.

Der Tourismus leidet aber massiv. Viele Franzosen annullierten die Reise zu Allerheiligen aus Angst, unterwegs kein Benzin vorzufinden. Ausländer ließen sich von TV-Bildern abhalten, die in Frankreich brennende Autos und Krawallszenen zeigen – oder Koffer schleppende Touristen.

Air France beziffert ihre Verluste auf fünf Millionen Euro pro Tag. Klein- und Mittelunternehmen sind noch härter betroffen. Viele klagen über Umsatzeinbußen von 20 bis 50 Prozent. Der Präsident des Bauhandwerkerverbandes Capeb spricht von einer „Katastrophe“. Die chemische Branche bezifferte ihre Verluste auf täglich 100 Millionen Euro.

Doch die Gewerkschaften denken nicht ans Aufgeben. Sie haben für nächsten Donnerstag und den 6. November zwei neue Protesttage angesagt. Damit suchen sie ihre Bewegung über die Herbstferien zu retten. Die Mittelschüler mobilisieren die Studenten. Von 80 Universitäten waren am Freitag 14 ganz oder teilweise bestreikt.

Laut einer Umfrage unterstützen weiterhin 69 Prozent der Franzosen die Streiks. Sogar Autofahrer, die aufs Tanken warteten, erklärten sich mit Streikenden solidarisch. Jedenfalls dürfte die Pensionsreform an den Tankstellen entschieden werden.



Bild der Reife: Hände, die viel berührt haben.

Foto: Elfie Semotan

„Obama verletzt tagtäglich die UN-Folterkonvention“

Der UN-Folterberichterstatter **Manfred Nowak** erzählt im Gespräch mit **Julia Raabe**, warum in Dänemark nicht mehr gefoltert wird und wie die EU in Griechenland scheitert. Zum Ende seines Mandats geht der Experte auch mit dem UN-Menschenrechtsrat hart ins Gericht.

STANDARD: Ist die Folter auf der Welt seit Ihrem Amtsantritt als Berichterstatter 2004 weniger geworden?

Nowak: Ich fürchte nicht. Aber sie ist wohl auch nicht mehr geworden. Für meine Besuche habe ich Länder von allen Kontinenten und allen Rechtssystemen ausgewählt, und zwar nicht nur solche, von denen ich geglaubt habe, dass die Situation dort sehr schlecht ist. Meine Erkenntnis ist: In der deutlich überwiegenden Zahl der Staaten wird gefoltert. Nur das Ausmaß ist unterschiedlich. In Griechenland, das ich gerade besucht habe, gab es wenige Fälle. Einzelfälle.

STANDARD: Dafür haben Sie sich schockiert über die Situation der Flüchtlinge dort geäußert.

Nowak: Die Haftbedingungen sind katastrophal. 90 Prozent aller Festnahmen von irregulären Migranten in der EU in diesem Jahr haben in Griechenland stattgefunden. Daher fordere ich die EU auf, die Dublin-II-Verordnung (wonach Immigranten in das EU-Land abgeschoben werden können, in das sie als Erstes eingereist sind, Anm.) auszusetzen und niemanden mehr nach Griechenland zurückzuschicken, sondern die Asylverfahren selber durchzuführen.

STANDARD: Ist Athen überfordert, oder steckt böser Wille dahinter?

Nowak: Die Griechen sind völlig

überfordert. Die neue Regierung ist wirklich gewillt, etwas zu verändern. Sie braucht aber finanzielle und andere Unterstützung von der EU. Man braucht offene Aufnahmezentren, Zugang zum Asylverfahren etc. Nur Frontex hinzuschicken ist zu wenig. Generell muss die Dublin-II-Verordnung auf Dauer überdacht werden. Das ist ein völlig unfaires System, das manche Staaten extrem überfordert und unfair behandelt.

STANDARD: Gibt es auch besonders beispielhafte Staaten?

Nowak: Dänemark ist das einzige von 18 Ländern, die ich besucht habe, in dem ich keine Folter oder solcherlei Vorwürfe gefunden habe. Es bestätigt, dass jede Regierung Folter ausrotten kann, wenn sie wirklich will. Dazu gehört auch, den Korps-Geist zu durchdringen und niemanden mehr zu decken, wenn ein Häftling misshandelt wird. Bei uns ist das immer noch so: Wenn es einen Foltervorwurf gibt, ist das Erste, was das Innenministerium tut, zu sagen: Das stimmt alles nicht. Anstatt zu erklären, dass man es nicht weiß und es untersuchen wird. In Dänemark waren auch die Haftbedingungen besser als in allen anderen Staaten.

STANDARD: Besteht ein Zusammenhang zwischen Haftbedingungen und Folter?



UN-Experte Manfred Nowak fordert von den USA, die Bush-Zeit aufzuarbeiten. Foto: Andy Urban

Nowak: Ganz klar. Ein Hauptproblem ist, dass die Öffentlichkeit nicht weiß, was hinter verschlossenen Türen vor sich geht – und es vielleicht auch gar nicht wissen will. Der Tenor ist: Wer im Gefängnis sitzt, wird auch irgendetwas angestellt haben. Die Realität sieht aber oft ganz anders aus. Moderner Strafvollzug heißt, der Häftling wird zwar seiner persönlichen Freiheit beraubt, aber sonst sollten die Haftbedingungen möglichst so sein wie in Freiheit, um die Leute später leichter resoziali-

sieren zu können. Deshalb hat Dänemark auch eine niedrige Wiederholungstäter-Rate. Dem gegenüber stehen alle Ex-Sowjetstaaten, China, aber auch die USA, die ein archaisches Denken haben. Wer verurteilt ist, soll auch leiden.

STANDARD: Stichwort USA: Sie waren zu Beginn von Obamas Regierung sehr zuversichtlich, dass sich vieles ändern wird und auch Guantanamo, wie angekündigt, geschlossen wird. Das ist nicht passiert. Sind Sie enttäuscht?

Nowak: Guantanamo wollte er wohl wirklich innerhalb eines Jahres schließen. Der Kongress, Gouverneure der US-Bundesstaaten, aber auch europäische Regierungen haben ihm das so schwer wie möglich gemacht. Aber so eine Praxis der Folter, wie es unter der Bush-Regierung gab, gibt es nicht mehr – da war er erfolgreich.

STANDARD: Das heißt, Ihnen sind keine aktuellen Fälle von Folter durch US-Angehörige bekannt?

Nowak: Nein. Allerdings wird der Obama-Regierung – zu Recht, denke ich – vorgeworfen, dass sie Häftlinge, die im Irak in US-Haft sind, an die irakischen Behörden übergeben. Wohl wissend, dass sie dort gefoltert werden. Was ich Obama vor allem vorwerfe, ist, dass die Menschenrechtsverletzungen der Bush-Regierung nicht aufgearbeitet werden. Vergangenheitsbewältigung gab und gibt es nicht. Dabei ist die Beweislage erdrückend. Rechtlich gesehen verletzt Obama damit tagtäglich die UN-Konvention gegen Folter und andere internationale Verträge.

STANDARD: Sie haben noch unter

der Menschenrechtskommission Ihre Arbeit begonnen, seit 2006 gibt es den Menschenrechtsrat, für den sich jetzt auch Österreich bewirbt. Hat sich seitdem etwas geändert?

Nowak: Ich sehe den UN-Menschenrechtsschutz in einer großen Krise. Eigentlich sollte der Menschenrechtsrat auf Basis der Expertise von unabhängigen Experten handeln. Doch je besser wir (die Berichterstatter, Anm.) unsere Arbeit machen, desto mehr werden wir von den Staaten kritisiert – aufgrund politischer Interessen. Das ist völlig absurd. Die Staaten, die die Menschenrechte am meisten verletzen, haben die Mehrheit im Rat. Die Uno muss ihre menschenrechtlichen Organe grundlegend reformieren, wenn sie sich auf Dauer nicht lächerlich machen will.

STANDARD: Was muss sich ändern?

Nowak: Für mein Mandat fordere ich eine Konvention über die Rechte von Häftlingen, da schaut es ganz schlimm aus. Besonders wichtig ist auch, das Zusatzprotokoll zur Folterkonvention zu ratifizieren und damit vor allem besseren Zugang zu den Gefängnissen zu schaffen. Generell fordere ich die Schaffung eines Weltgerichtshofs für Menschenrechte, der sogar über die Kompetenzen des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte hinausgeht. Das könnte sehr viel bewirken.

MANFRED NOWAK (60) ist Verfassungsjurist und Leiter des Boltzmann-Instituts für Menschenrechte in Wien. Bis Ende Oktober noch ist er UN-Sonderberichterstatter für Folter. Nachfolger wird der Argentinier Juan Mendez.

Langfassung auf derStandard.at



Steht die junge Generation mit leeren Händen da? Markus Roth fühlt sich von Seniorenvertretern wie Werner Thum seiner Zukunft beraubt.

Foto: Heribert Corn

„Die Pensionistenlobby wird gewinnen“

Jungunternehmer gegen Altgewerkschafter: **Markus Roth** und **Werner Thum** über maßlose Gerontokraten, kuschende Nachwuchspolitik und das Pensionsparadies Österreich. Die Fragen stellte **Gerald John**.

STANDARD: Herr Roth, Sie sitzen vor einem Vertreter der berühmten „Gerontokratie“, die – so schrieb das „Profil“ – „kleptomatische Züge“ aufweist. Fühlen Sie sich als junger Mensch Ihrer Zukunft beraubt?

Roth: Ja, definitiv. Die Pensionen verschlingen mittlerweile Summen, die einfach nicht mehr leistbar sind. Ich würde ja nichts sagen, wenn wir momentan in Reichtum versinken würden. Aber bei über 200 Milliarden Euro Schulden können wir es uns nicht erlauben, Geld zu verschenken. Ich kenne niemanden in meinem Alter, der noch glaubt, einmal eine Pension zu bekommen. Wir alle schwitzen, und das ist auch der Grund, warum ich mich einsetze: weil ich einfach Angst habe.

Thum: Sie sitzen einer fürchterlichen Propaganda auf. Schon in den 60er-Jahren haben die ersten hochdotierten Uni-Professoren behauptet, dass das Pensionssystem in zehn Jahren tot sei. Da wird in Kampagnen mutwillig versucht, den Generationenvertrag aufzukündigen, laut dem die Erwerbstätigen jene erhalten, die zu alt und krank fürs Arbeiten sind. Niemand stellt in Frage, dass etwa die Schulen von der Allgemeinheit finanziert werden. Nur bei den Alten heißt es ständig: Wir können uns das nicht leisten.

Roth: Generationenvertrag gibt's doch schon lange keinen mehr. Was die Alten konsumieren, können wir Jungen nie und nimmer nachzahlen. Ich habe nichts dagegen, die Altersbezüge jährlich an die Inflation anzupassen. Aber die Milliarden für die Frühpensionen sind ebenso wenig akzeptabel wie dieser Pensionistenpreisindex – gibt es so etwas vielleicht für junge Familien oder Selbstständige? Es heißt immer, das System sei eh finanzierbar, wenn wir ein gescheitertes Wachstum haben. Doch wie erreichen wir das, wenn alles Geld in die Pensionen gestopft wird?

STANDARD: Die Erwerbstätigen müssen immer mehr Pensionisten erhalten, die immer älter werden. Ist die Angst da nicht begründet?

Thum: Nein. Die Prognosen der Pensionskommission zeigen eindeutig: Gemessen am Bruttoin-

landsprodukt wird der Aufwand bis 2060 nur in einem geringen, verkraftbaren Ausmaß steigen – weil die wachsenden Kosten bei den ASVG-Pensionen durch den Wegfall der teuren Beamtenpensionen kompensiert werden.

STANDARD: Das ist nur die halbe Wahrheit. Die Rechnung gehe dann auf, sagt die Kommission, wenn die Menschen länger arbeiten – was aber nicht passiert.

Roth: Weil für viele Menschen in Österreich die Pension Hauptziel ihres Lebens ist. Noch zwei Jahre arbeiten, dann ab in den Dauerurlaub, lautet das Motto. Das kann's doch nicht sein. Wer zu alt und krank ist, hat natürlich Anrecht auf den Ruhestand. Aber bei 18.000 Sportunfällen von Senioren pro Jahr soll mir bitte keiner einreden, dass all diese Pensionisten nicht mehr arbeiten könnten.

Thum: Es sind doch die Arbeitgeber, die ältere Arbeitnehmer geradezu in die Pension drängen – und über 55 hat man am Arbeitsmarkt keine Chance mehr.

Roth: Warum sollten Unternehmer das tun? Damit berauben sie sich ja ihrer wertvollsten Arbeitskraft.

STANDARD: Weil sie junge, flexible, billige Arbeitskräfte wollen?!

Roth: Ein junger Mitarbeiter bringt mir am Anfang erst einmal gar nichts. Ein älterer Mensch hingegen kennt die Praxis, hat Erfahrung, ist produktiv. Es mag schwarze Schafe geben – aber in meinem Unternehmen ist Diskriminierung kein Thema. Unser Buchhalter ist zum Beispiel 70. Was natürlich vorkommt: Wenn ein Angestellter seit Jahren jammert, dass es ihn eh nicht mehr freut, wird ein Unternehmer der Pensionierung gerne zustimmen.

Thum: Die Worte hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube. Ein großer Teil geht aus der Arbeitslosigkeit in die Pension. Und ich kann mir nicht vorstellen, dass die durchschnittliche Alterspension von 1100 Euro ein so großer Anreiz ist, die Arbeit niederzulegen.

STANDARD: Viele Frühpensionisten, die von der Hacklerregelung profitieren, sind aber keine armen

Schlucker – und werden von der Gewerkschaft hartnäckig verteidigt.

Thum: Die Hacklerregelung soll in dieser Form tatsächlich nicht bleiben, weil sie zum Teil einem Personenkreis zugute kommt, für den sie nicht gedacht ist. Aber von heute auf morgen kann man sie nicht abschaffen.

Roth: Wieso nicht? Vielleicht dürfen manche dann nicht in Frühpension, weil sie das Pech haben, einen Tag zu spät geboren zu sein – überhaupt keine Pension mehr zu bekommen, weil man eine Generation zu spät kommt, ist als Alternative aber auch nicht fair! Warum gibt es ein gesetzliches Pensionsalter von 65, wenn es jeder ignoriert und Jahre früher in Pension geht? Das einzige, was man mit der Hacklerregelung vernünftigerweise tun kann, ist abschaffen – am besten heute noch.

Thum: Ich bin ebenfalls dafür, das tatsächliche Pensionsalter anzuheben. Für Menschen, die ihren Beruf nicht das ganze Leben lang ausüben können, brauchen wir aber auch Maßnahmen zur Rehabilitation und eine echte Schwerarbeiterregelung, die den früheren Pensionsantritt ermöglicht.

Roth: Schon wieder eine Sonderregelung – das leuchtet mir nicht ein. Wer nicht mehr arbeiten kann, wird für seinen Job doch automatisch nicht mehr eingesetzt. Ich stell ja niemanden an den Hochofen, der dazu nicht mehr in der Lage ist.

Thum: Und welche Alternativen, bitte schön, wird ein 55-Jähriger haben?



Roth: Da ist eben lebenslanges Lernen gefragt. Während meines Studiums habe ich selbst am Bau gearbeitet, das ist ein beinharder Job. Aber ich habe auch gesehen, dass jene Kollegen, die sich ein bisschen angestrengt haben, aufgestiegen sind. Als sie älter waren, sind sie in leitenden Funktionen im Büro untergekommen.

Thum: Das sind doch Einzelfälle, die gegenüber der Zahl jener, die es nicht schaffen, untergehen.

STANDARD: Glauben Sie, dass das staatliche Pensionssystem in 30 Jahren noch funktioniert?

Thum: Selbstverständlich. Der angezettelte Kampf von Alt gegen Jung ist in Wahrheit doch eine Scheindiskussion, um zu vernebeln, dass die Ungleichheit seit geraumer Zeit innerhalb jeder Generation zunimmt. Die große soziale Trennlinie verläuft immer noch zwischen arm und reich.

Roth: Wenn wir rechtzeitig, und zwar genau jetzt, die nötigen Einschnitte machen, dann glaube auch ich an das staatliche System. Aber ich fürchte, die Pensionis-

tenlobby wird gewinnen. In den Parteien trauen sich die Jungen nicht, etwas gegen die Alten zu sagen. Sätze ich im Nationalrat, könnte ich den Mund nicht so weit aufmachen. Da würde schnell ein Blecha oder ein Khol kommen und mich zurechtstutzen: „Burschi, tu das noch einmal, dann bist nimmer in der Partei!“

Thum: Auch zu meiner Jugendzeit wollten wir die Alten aus den Funktionen rausschmeißen – und waren erfolgreich. Dass überall nur Politiker nahe am Pensionsalter sitzen, stimmt nicht. Aber ich weiß schon – mit 20 hab ich

40-Jährige auch für alt gehalten.

Roth: Das Durchschnittsalter im Parlament ist doch deutlich höher, ebenso in der Regierung. Deshalb fordere ich, dass Jugendvertreter mit Stimmrecht in die Verhandlungen über die Pensionserhöhung einbezogen werden. Wenn

sich die Pensionistenvertreter dieser Tage wieder einmal um eine Erhöhung anstellen, verhandeln die Alten mit den Alten.

Thum: Naja, Kanzler Werner Faymann etwa ist erst 50.

Roth: Ab diesem Alter sieht man sich heutzutage doch schon in der Pension!

„
In den Parteien trauen sich die Jungen nicht, etwas gegen die Alten zu sagen.“

Markus Roth

“

ZU DEN PERSONEN

Werner Thum (70) ist Chef der Pensionistenvertretung des Gewerkschaftsbundes (ÖGB). Bis 2000 war er Direktor in der Pensionsversicherung der Angestellten.

Markus Roth (35) ist Vorsitzender der Interessenvertretung Junge Wirtschaft und Geschäftsführer der IT-Beratungsfirma Creative BITS in Traun, Oberösterreich.



„Für mich gehört Lesen zum guten Ton“

Anna Netrebko

Österreich liest
Treffpunkt
Bibliothek

18.–24. Oktober 2010
www.oesterreichliest.at

China wächst nur langsam nach

Die Ein-Kind-Politik der Regierung in Peking hat die Alterspyramide in China zum Kippen gebracht.

Die bevorstehende Volkszählung soll auch eine Grundlage für die Neuorganisation des Pensionssystems schaffen.

Johnny Erling aus Peking

Zhang Feng, Direktor der Kommission für Familienplanung in der Provinz Guangdong, wo mehr als 100 Millionen Menschen leben, hatte eine gute Nachricht für seine Landsleute. Nach 30 Jahren strikter Bevölkerungsplanung wolle Peking seine Ein-Kind-Politik aufgeben. Familien in Südkinas Guangdong würden als Erste in den Genuss der Liberalisierung kommen. Der Wermutstropfen: Sie müssten dafür bis 2030 warten. Allerdings dürften als Vorbereitung alle Paare, bei denen Frau oder Mann selbst Einzelkinder sind, ab 2020 zwei Kinder bekommen.

Nur schrittweise will sich die bevölkerungsreichste Nation der Welt von ihrer seit 25. September 1980 landesweit geltenden Geburtenplanung verabschieden. Statistiker errechneten, dass Chinas Bevölkerungskurve mit 1,65 Milliarden Menschen die Spitze 2033 erreicht haben wird. Wenn Peking aber bis dahin warten will, bevor es seine Ein-Kind-Politik beendet, könnten die Folgen katastrophal sein. Bis 2033 steigt der Anteil der mehr als 60-Jährigen an der Bevölkerung von heute 170 Millionen auf mehr als 350 Millionen Menschen an. Mindestens jeder Fünfte wird von Pension und Pflege abhängig, die dann unbezahlbar sind. 1980 kamen sieben Arbeitende auf einen Pensionisten. Heute sind es nur noch drei.

Probleme wie im Westen

Der renommierte Pekinger Wissenschaftler und „Sozialpapst“, Zheng Gongcheng, sagt, dass China sein Sozialversicherungsnetz zu spät knüpfte. Erst seit 1992 wurde ein rudimentäres Rentensystem aufgebaut. Auf niedrigstem Niveau steht China vor dem gleichen Problem wie der Westen, nur drastischer: Weniger Einzahler stehen eine zu schnell wach-



In den Städten dominiert längst der Singlehaushalt. Die Abwanderung der Jungen in die Stadt hat das Prinzip der Großfamilie, bislang Garant der Altersversorgung, weitgehend ausgelöscht.

Foto: AP

sende Zahl an Pensionisten gegenüber. Zu viele lassen sich vom äußeren Reichtum der zweitgrößten Volkswirtschaft der Welt blenden, sagt Zheng. Aber so, wie überall neue Häuser ohne Keller gebaut werden, fehle Chinas Gesellschaft auch der soziale Unterbau.

30 Jahre lang boomte die Volksrepublik mit einem Wirtschaftswachstum, das durchschnittlich um 8,6 Prozent pro Jahr stieg. Der Bevölkerungsbremse, die anfangs mit millionenfachen Zwangsabtreibungen erzielt wurde, verdankt Peking ein Drittel dieses Zuwachses. Es gab keine Alternative, so behaupten seine Planer. Ohne 30 Jahre Ein-Kind-Politik würden heute mehr als 1,7 Milliarden statt „nur“ 1,35 Milliarden Menschen in der Volksrepublik leben. Wenn diese Politik bis zum „Peak“ 2033 nicht fortgesetzt wird, werden es weit mehr als 1,8 Milliarden. Dank Geburtenkontrolle habe China seine Armut schneller bekämpfen können, die durchschnittliche Lebenserwartung stieg auf 73 Jahre.

Die Kehrseite der Medaille: Die demografische Dividende wird

zur Hypothek. Die Alterspyramide ist innerhalb einer Generation umgekippt.

Urbanisierung und Landflucht führten zur Verstärkung Chinas und zum Leben in Kleinfamilien. Pekings Demograf Yao Yuan nennt den Zusammenbruch der traditionellen Familienstrukturen „dramatisch“. Statt Großfamilien, die vor allem auf dem Land das soziale Netz bilden, hat sich die Familienstruktur zum „Vier-zwei-eins-System“ atomisiert, von vier Großeltern, Eltern und einem Kind. Die dreiköpfige Kleinfamilie ist Norm, neben immer mehr Single-Haushalten und sogenannten „leeren Nestern“, in denen die Alten leben.

Über ihre rund eine Milliarde Euro teure Volkszählung wollen sich Chinas Planer nun Gewissheit verschaffen, wo die Probleme lauern. Von 1. bis 11. November werden mehr als sechs Millionen Zähler alle Haushalte erfassen. Ende April 2011 werden die Ergebnisse bekanntgegeben. Noch kassieren die Behörden Geldstrafen um 100.000 Yuan (12.000

Euro) für ungenehmigte Geburten in den Städten. Familienforscher He Yafu fordert ein Umdenken. Der Anteil der arbeitenden Stadtbevölkerung mache nur noch 19 Prozent an der Gesamtbevölkerung aus und werde bis 2025 auf zehn Prozent fallen.

China brauche keine Angst vor einer Liberalisierung der Geburtenpolitik zu haben. Ein Reformexperiment in fünf Testgebieten mit mehr als acht Millionen Einwohnern, die seit den Achtzigerjahren zwei Kinder zur Welt bringen dürfen, zeigte, dass die Zuwachsraten stabil bei zwei Prozent liegen.

Investitionen nachholen

Reformer hoffen, der Falle zu entkommen, dass „China schneller alt als reich“ wird. Sie setzen auch auf die Kombination von Staat und Markt. Peking kündigte eine Wende zum Binnenmarkt und zu Nachholinvestitionen in die sozialen Netze an. Planer hoffen, dass die 84 Milliarden schweren Rentenfonds sich bis 2020 verdreifachen und bis 2030 verneunfachen. Hier gäbe es ein Nachfragepotenzial von umgerechnet 100 Milliarden Euro. Aber nur rund ein Zehntel davon werde derzeit realisiert.

KURZ GEMELDET

Sanader wieder im kroatischen Parlament

Zagreb – Ivo Sanader, kroatischer Expremier und geächtetes ehemaliges Mitglied der Regierungspartei HDZ, ist nach der Reaktivierung seines Mandats am Freitag in das kroatische Parlament zurückgekehrt. Seine früheren Parteikollegen befürchten, dass er die HDZ-Mehrheit im Parlament brechen könnte, indem er Überläufer um sich scharf. Sanaders Rolle in der Hypo-Alpe-Adria-Affäre ist nach wie vor ungeklärt. (APA, red)

Bill Clinton verlor angeblich Atom-Code

Washington – Bill Clinton hat als US-Präsident angeblich den nuklearen Code verloren, der zum Abschuss von Atomraketen erforderlich ist. Monatlang sei die Karte mit dem Zahlensystem verschwunden gewesen, schildert Exgeneral Hugh Shelton in seinen jetzt veröffentlichten Memoiren *Without Hesitation: The Odyssey of an American Warrior*. Demnach flog die Sache erst auf, als die Karte durch eine neue ersetzt werden sollte. (dpa)

GANZ KURZ

+++ **Raketenschild** Die deutsche Kanzlerin Angela Merkel zeigt sich im Streit mit Frankreich um eine Nato-Raketenabwehr kompromissbereit. +++ **Anschlag** Bei einer Bombenexplosion in einer Moschee in Nordwestpakistan starben am Freitag mindestens zwei Menschen.

PANORAMA

Serie von Attentaten auf Einwanderer befürchtet

Stockholm – Im schwedischen Malmö vermutet die Polizei hinter zehn bis 15 entsprechenden Attentaten der letzten Wochen eine Anschlagsserie auf Migranten. Donnerstag wurden bei Schüssen durch ein Wohnungsfenster zwei Frauen verletzt. (APA)

140 Tote durch Cholera in Erdbebenregion in Haiti

Port-au-Prince – Haiti droht neun Monate nach der Erdbebenkatastrophe eine Cholera-Epidemie. Etwa 140 Personen sollen laut Uno bereits daran gestorben sein. (dpa)

Auf der Jagd nach den „toten Seelen“

Gesamtrussische Volkszählung soll Aufschluss über gesunkene Einwohnerzahl geben

Verena Diethelm aus Moskau

Sie scheuen keine Mühe: In Hubschraubern und auf Schlitten machen sich derzeit mehr als 600.000 Volkszähler auf den Weg bis in die hintersten Winkel der Russischen Föderation. Noch bis 25. Oktober sollen alle gezählt werden, die sich auf russischem Territorium befinden – und sogar darüber hinaus: von Rentierzüchtern auf der unwegsamen Halbinsel Kamtschatka bis hin zu den Kosmonauten in der Weltraumstation ISS.

„Russland braucht jeden“, lautet die Losung des ersten gesamt-russischen Makrozensus seit 2002. Die russische Führung erhofft sich von der Volkszählung Erkenntnisse über die genaue Bevölkerungszahl, Migrationsprozesse und soziale Verhältnisse.

Die Maßnahme ist bei der russischen Bevölkerung aber unpopulär. Laut dem Statistikamt Rosstat werden zwölf Prozent der Russen die Zählung verweigern. Die Dun-

kelziffer der Zensusverweigerer dürfte weit höher liegen. Die Russen, die generell dem Staat misstrauen, fürchten, dass die erhobenen Daten gegen sie verwendet werden könnten. Vielen ist es unangenehm, ihre Einkommen offenzulegen. In Moskau und anderen Großstädten gibt es zudem das Problem, dass viele Mieter wegen bürokratischer Hürden gar nicht in ihren Wohnungen, sondern unter anderen Adressen registriert sind.

Um für die unbeliebte Volkszählung zu werben, sind sogar Präsident Dmitri Medwedew und Premierminister Wladimir Putin eingesprungen. Sie ließen sich vom Staatsfernsehen beim Beantworten des Fragebogens filmen. Medwedew erzählte dazu noch Anekdoten von 1989, als er selbst als Volkszähler in St. Petersburg von Tür zu Tür ging.

Die Volkszähler sind zumeist Studenten, die für zwei Wochen Arbeit 5500 Rubel (rund 130 Euro) erhalten. Nicht immer haben sie

den Job freiwillig angenommen. In ihren Blogs beschwerten sich Studenten, dass sie von ihren Fakultäten zur Mitarbeit gezwungen worden seien.

Eine strenge Kontrolle der Fragebögen soll garantieren, dass in den Regionen keine „toten Seelen“ gezählt werden, kündigte Sergej Sobjanin an, der die Vorbereitungen leitete, bevor er Moskauer Bürgermeister wurde. „Die lokalen Behörden könnten versucht sein, die Bevölkerungszahl zu erhöhen“, sagte Sobjanin. Von der Einwohnerzahl hängt nämlich die Höhe der Subventionen ab.

Trotz allem droht der russischen Führung eine böse Überraschung in der demografischen Entwicklung. Gemessen an den Sterbe- und Geburtenzahlen dürfte die Bevölkerung Russlands seit 2002 um drei auf 142 Millionen geschrumpft sein. Die Ergebnisse sollen daher erst 2013, nach den Parlaments- und Präsidentenwahlen, veröffentlicht werden.

Viel Geld für Obamas Gegner

Freund Netanjahus unterstützt harte US-Republikaner

Jerusalem – Ein Freund des israelischen Premiers Benjamin Netanjahu, der US-Milliardär Sheldon Adelson, unterstützt einem Zeitungsbericht zufolge besonders eifrige republikanische Gegner des US-Präsidenten Barack Obama mit Millionenspenden. Wie die israelische Tageszeitung *Haaretz* am Freitag berichtete, spendete Adelson 2009 eine Million Dollar (rund 700.000 Euro) für eine Organisation, die Kandidaten der Republikaner bei Gouverneurswahlen half.

2008 stellte der jüdische Unternehmer demnach fünf Millionen Dollar für die Kampagne des Republikaners John McCain zur Verfügung, der im Rennen um das Weiße Haus gegen Obama angetreten war, dieses Jahr wendete Adelson 500.000 Dollar für die Opposition in den USA auf, berichtete *Haaretz*. Besonders großzügig habe der Baulöwe und Kasinobesitzer den Politiker Newt Gingrich unterstützt, den früheren Vorsitzen-

den des US-Repräsentantenhauses. „Das ist natürlich Teil des amerikanischen Spiels. Weniger gewöhnlich ist dagegen die Tatsache, dass einer der größten Gegner des (US-)Präsidenten einer der besten Freunde des israelischen Regierungschefs ist“, kommentierte *Haaretz*. Es sei offensichtlich, dass Netanjahu sich wünsche, dass die Republikaner bei den kommenden Kongresswahlen wieder die Mehrheit im Repräsentantenhaus eroberten.

Das Tempo des jüdischen Siedlungsbaus im Westjordanland ist laut der israelischen Friedensbewegung Peace Now etwa viermal so hoch wie vor dem Moratorium. Seit Ende des Baustopps am 26. September würden zwischen 600 und 700 neue Wohnungen gebaut, sagte Hagit Ofran von Peace Now am Donnerstag. Die Palästinenser wollen zu den Friedensgesprächen nur zurückkehren, wenn Israel einen neuen Baustopp verhängt. (AFP, Reuters, red)

„Das Bürgertum gefällt sich jetzt als Pöbel“

Es gibt eine „völlig unangemessene, manipulative Reduzierung“ sozialer Probleme auf das Thema Integration, sagt der Autor **Ilija Trojanow**. Mit **Isabella Pohl** sprach er über Ressentiments und Versäumnisse der aufgeklärten Bürger.

STANDARD: Wie nehmen Sie die aktuelle Migrationsdebatte wahr?
Trojanow: Man muss abwägen, in welchem Verhältnis die Unmenschlichkeit, die wir gewinnen, indem wir unsere Grenzen so abschotten, zu den tatsächlichen Lasten steht, wenn wir es Leuten, die zu uns kommen, leichter machen würden, zu bleiben. Stattdessen werden relativ nebensächliche Fragen diskutiert: wo man die Menschen, bevor man sie abschiebt, festhält, wo und wie man sie verhaftet ...

STANDARD: Woran hakt es?
Trojanow: Vieles an der Migrationsdebatte ist reine Rhetorik. Die Rhetorik spricht von Massen, die zu uns kommen, aber die Zahlen sind gering und rückgängig. Das Asylrecht ist ja schon sehr eingeschränkt. Letztes Jahr sind 10.000 Türken aus Deutschland weggezogen! Wir reden hier nicht über enorme Belastungen der Gesellschaft. Zweitens leben wir in einer Welt des freien Marktes: Das bedeutet einen freien Austausch von allem, also auch Menschen.

STANDARD: Politiker wollen aber nur qualifizierte Ausländer.
Trojanow: Man kann Migration nicht auf Effizienz hin abklopfen. Man kann nicht von vornherein wissen, wie Menschen sich entwickeln und was für einen Beitrag sie leisten werden. Den nützlichen vom unnützlichen Migranten zu trennen halte ich abgesehen von der moralischen Fragwürdigkeit für schwer zu leisten.



„Allein, dass man über den Islam generell diskutiert, gehört verboten.“ Integration sei keine Frage der Religion oder Kultur, betont der Schriftsteller Ilija Trojanow. Foto: Regine Hendrich

Trojanow: Mit Sicherheit ist es eine gewisse Arroganz der Intellektuellen. Viel fataler ist es aber, anzunehmen, einmal Erreichtes sei gesichert. Man hätte eine menschenwürdige Grundierung der Gesellschaft dauerhaft etabliert.

STANDARD: Islam ist kein Thema?
Trojanow: Allein, dass man über den Islam generell diskutiert, gehört verboten. In Deutschland sind die erfolgreichsten Einwanderer die Iraner und die am wenigsten erfolgreichen die Türken – beide sind Moslems. Das hat offensichtlich nichts mit der Religion zu tun, sondern mit dem Bildungsniveau der Eltern. Ich bin mir sicher, dass die Kinder von Orhan Pamuk in schnellster Zeit hervorragend in einer deutschen Klasse zurecht kommen würden.

STANDARD: Das führt zu Thilo Sarrazins Thesen – zu denen sich ausgerechnet das Juste Milieu sehr positiv geäußert hat ...
Trojanow: Das Bürgertum gefällt sich jetzt als Pöbel, weil vermeintlich endlich jemand daherkommt, der sagt, was es im Herzen empfinde. Gerade jene, denen es gut geht, haben am meisten Angst, dass sie etwas verlieren könnten.

STANDARD: Wer könnte die Integrationsdebatte seriös führen?
Trojanow: Es bleiben genug übrig. Ich glaube, dass jene, die wie ich denken, sogar die Mehrheit bilden – eine sehr passive Mehrheit. Das ist das Problem, diese Menschen sind auf Sparflamme Menschenfreund, und das geht nicht.

ILIJAJA TROJANOW (45), aus Bulgarien stammender Autor und Weltreisender, lebt in Wien und schreibt derzeit an seinem neuen Roman.

STANDARD: Integration soll jedoch effizient funktionieren?

Trojanow: Schon das Wort Integration lenkt eigentlich ab von den wirklich wichtigen Fragen, denn es geht ja nicht um Integration. Es sind ja auch solche Ausländer eine Provokation für ressentimentbeladene Menschen, die ökonomisch völlig integriert sind. Ich glaube, dass es keinen Weg zur Anerkennung gibt, wenn das Ressentiment einmal da ist. Das ist ja auch besonders in Regionen vorhanden, in denen es kaum Ausländer gibt. Das ist keine Generationenfrage. Das Fatale der politischen Reaktion ist, dass so getan wird, als gäbe es einen legitimen Einwand, der zu diskutieren sei. Dabei geht es nicht um Rationalität, sondern um Emotion.

STANDARD: Die Probleme haben nichts mit Migration zu tun?

Trojanow: Es ist völlig klar, dass die Schäden, die wir mit unserer ökologisch verwüstenden Wirtschaft anrichten, zunehmend sichtbar

werden und Geld kosten. All das sind reelle Probleme, die sich als Schmerz und Sorge dem Bürger mitteilen. Sie haben aber wenig mit Migration zu tun. Alles in allem findet bei uns auch wenig Migration statt. Es gibt eine völlig unangemessene, falsche, manipulative Reduzierung der sozialen Probleme auf das Thema Migration.

STANDARD: Was sagen Sie aber jenen Wienern, die Strache gewählt haben, weil sie sich „fremd“ in ihrem Bezirk fühlen? Das sind wohl Probleme der Migration.

Trojanow: Brutal ehrlich würde ich sagen: Dies ist eine Großstadt in einem vereinten Europa – get used to it! Das ist die Folge von Globalisierung, und die hat demjenigen, der sich da in Ottakring unwohl fühlt, auch unglaubliche Vorteile gebracht. Didaktisch wertvoller wäre, darauf hinzuweisen, dass vieles von dem,

was heute selbstverständlich einheimisch ist, auch einmal eingewandert ist. Die Fremde ist ja nur eine momentane Differenz.

STANDARD: Das wird von Populisten naturgemäß anders thematisiert.

Trojanow: Das ist eine zentrale Frage unserer Zeit: Wieso die Rechten, Reaktionären mit einer Allein herrschaft behaupten können, sie verteidigen die Werte des Abendlandes – und keiner widerspricht. Das liegt zum Teil daran, dass die Linke die emotionale Rhetorik vernachlässigt hat. Dabei könnte man schöne Geschichten erzählen über die enorme Bedeutung der Migranten für Wirtschaft und Gesellschaft: nicht zuletzt in der Pflege und den billigen Dienstleistungen. Dass das nicht stattfindet, ist ein großes Versagen von uns allen!

STANDARD: Aus Arroganz?



Wie aus Gastarbeitern Pensionisten wurden

Über ältere Migranten gibt es nur wenig Wissen – und es gibt wenige Angebote für sie

Irene Brickner

Wien – In der islamischen Gemeinschaft habe das Thema noch keine Priorität, erläutert Omar Al-Rawi. „Migranten sind im Vergleich jung“, sagt der Integrationsbeauftragte der Religionsgruppe, die in Österreich durch Einwanderung zur drittstärksten avanciert ist: „Die Auseinandersetzung mit den Bedürfnissen der älteren Generation fängt unter Muslimen erst an.“

Auch beim offiziellen Österreichischen Integrationsfonds (ÖIF), der zum Beispiel die Integrationsvereinbarung abwickelt, stoßen Fragen zur Lage von Migranten 60+ – unter den Zugewanderten immerhin rund elf Prozent – auf Ratlosigkeit: ÖIF-Publikationen zu diesem Thema gebe es keine, sagt Sprecherin Ursula Schallböck.

Christoph Reinprecht wundert das nicht: Ex-

pertise über die in Österreich inzwischen alt gewordenen Arbeitsmigranten der 1960er- und 1970er-Jahre sei rar, weiß der Wiener Soziologe, der die bisher einzige umfassende Studie zum Thema verfasst hat (*Christoph Reinprecht: „Nach der Gastarbeit – prekäres Altern in der Einwanderungsgesellschaft“*, Braumüller-Verlag).

„Im Unterschied etwa zu Deutschland hat man sich in Österreich besonders lang am Gastarbeitermodell festgehalten, wonach die Menschen aus dem ehemaligen Jugoslawien und der Türkei wieder in ihre Ursprungsländer zurückkehren würden. Dass viele von ihnen jetzt ihren Lebensabend hier verbringen, war nicht eingeplant“, schildert der Experte. Doch sie taten es – und zwar vielfach unter Bedingungen, die Vorstellungen über Migrantenumilieus nicht entsprechen.

So sind überraschend viele Einwanderer im Pensionsalter – Männer wie Frauen – in kein familiäres Netz eingebunden. Sie leben allein, wie Reinprecht von qualitativen Interviews in Wien her weiß; konkreten statistischen Aufschluss gibt es dazu keinen.

„In den kommenden Jahren werden hier verstärkt Angebote gemacht werden müssen, auch von der öffentlichen Hand“, meint der Experte. Angebote, wie sie im Gesundheits- und Pflegebereich derzeit starten würden, mit einem Schwerpunkt auf dem Erkennen spezifischer Bedürfnisse. Etwa bei der Verköstigung: „Essen auf Rädern hat seine Angebotspalette diesbezüglich verbreitert. Hier tut sich etwas, das ist gut so.“

Insgesamt, so Reinprecht, müsse man sich klarmachen, „dass die Lebenssituation vieler Betroffenen prekär ist.“ Oft reichten etwa die Versicherungszeiten nicht für eine Mindestpension – und auch ein unsicherer Aufenthaltsstatus könne in Österreich bis ins hohe Alter hinein mitgeschleppt werden. „Zuletzt hat mir ein Sozialarbeiter von einem Nicht-Österreicher erzählt, der kurz vor seiner Pension den Job – und daraufhin sein Visum – verlor. Er lebt seit 33 Jahren hier.“



Der Park als erstes Sprachlabor

Volkshochschulen bieten Deutschkurse für Senioren an

Petra Stuibler

Wien – Am Anfang war der Park. Eigentlich vier Parks, jeweils einer im 10., 12., 16. und 22. Bezirk. In die sind vergangenen Juli Kursleiter der Wiener Volkshochschulen ausgeschwärmt, um ältere Leute anzusprechen und herauszufinden, ob die auch auf Deutsch antworten können. „Deutsch im Park“ lautete das Motto der Veranstaltung, das Ziel war, Migranten, die schon lange in Wien leben, aber nicht oder nicht (mehr) gut Deutsch sprechen, dieses näherzubringen. „Wenn der Mensch nicht zum Deutschkurs kommt, kommt der Deutschkurs zum Menschen“, sagt Ursula Struppe, Leiterin der Magistratsabteilung 17 („Integration und Diversität“).

Hintergrund der Aktion: Viele Migranten, die mit der ersten Gastarbeiterwelle ins Land kamen, haben Deutsch nie von Grund auf gelernt – sondern via „learning by doing“ am Arbeitsplatz. Diese Menschen kommen nun ins Pensionsalter, „damit verlieren sie oft auch die Sprachkompetenz“, sagt Struppe. In der Folge leide diese Generation an Vereinsamung.

Das Experiment ist aus Sicht der Stadt Wien gelungen: Rund 100

Menschen machten bei „Deutsch im Park“ mit, jetzt geht es darum, deren Kenntnisse zu vertiefen. An den Wiener Volkshochschulen (VHS) werden seit einem Jahr „Deutsch für Senioren“-Kurse angeboten, die wurden, laut VHS-Organisator Thomas Fritz, „nicht rasend angenommen“. Der Grund: „Es ist schwierig, diese Zielgruppe zu erreichen.“

Die Initiative „Deutsch im Park“ könnte nun neuen Schwung in das Projekt bringen. Fritz: „Wir überlegen schon, unseren Aktionsradius auszuweiten.“ Vielen Kursteilnehmern sei zum ersten Mal bewusst geworden, „dass Lernen in jedem Alter sinnvoll ist und dass es auch Spaß machen kann“.

Ein Motiv für die Aktion ist auch, ältere ehemalige „Gastarbeiter“ aufzuklären, welche Ansprüche und Rechte sie haben. Struppe: „Die meisten wissen nicht, dass es Essen auf Rädern gibt, wie man sich eine Hauskrankenpflege organisiert oder Heilbehelfe bekommt.“ Auch die Verständigung mit Pflegepersonal sei ein wichtiger Punkt, obwohl die Sprachmächtigkeit altersbedingt mitunter abnehme. Etwa wie im Fall einer gebürtigen Tschechin, die seit Jahrzehnten in Wien lebt, perfekt Deutsch sprach und nun, demenzkrank, nur noch tschechisch versteht. Da, sagt Struppe, helfe leider auch kein Sprachkurs mehr.

HERAUSFORDERUNG
INTEGRATION
Was ältere Migranten brauchen
2. Teil



Ex-Bürgermeister in der Alten-WG CHRONIK Seite 21

Ewiger Simon, E.T. und sein Klon SPORT Seite 23

derStandard.at/Inland

Am Ort der vergänglichen Versprechen

In einem Thermenhotel ringen SPÖ und ÖVP um ein Budget – und um den Wahrheitsgehalt eigener Grundsätze. Neue Steuern scheinen ebenso fix wie Einschnitte bei der Frühpension. Studenten sorgen für Dissonanzen.

Gerald John

Loipersdorf – Endlich steigt, wie es sich Josef Pröll immer gewünscht hat, weißer Rauch auf. Doch leider drängen die feuchten Schwaden nicht aus dem Kongresszentrum in den klaren Herbsthimmel, sondern aus dem nahen Schwimmbekken. Um ein Budget fürs nächste Jahr zu basteln, hat sich die Regierung in einem Thermenhotel verschant – und riskiert, in den Zeitungen hämische Metaphern über „heiße Luft“, „Dampfplauderei“ und den x-ten „Aufguss“ des Ewiggleichen zu ernten.

Nicht nur, weil der Wind bunte Blätter über die Wiesen wirbelt und der Zahn der Zeit an der Hotelfassade nagt, liegt ein Schleier



Punkto Mode sind Kanzler und Vize im Gleichklang – nun fehlt noch ein gemeinsames Budget.Foto: Reuters

der Vergänglichkeit über dem Ort. Vor einem halben Jahr – die Bäume standen in voller Blüte – hat hier die ÖVP konferiert, nachdem Parteichef Pröll gerade sein zentra-

les Credo, das Nein zu neuen Steuern, entsorgt hatte. Und auch diesmal ist die Koalitionsspitze mit vielen Gelübden im Gepäck angeereist. Eines davon, soviel steht fest,

werden sie am Loipersdorfer Wochenende nicht einlösen: Die bockigen Vertreter der Länder, die eigentlich auch mitsparen sollen, sind gleich gar nicht eingeladen.

An andere Wahlversprechen werden die eintrudelnden Koalitionäre eindringlich erinnert. „Ich bin der Meinung, dass die Stimmung normal ist“, hat Wirtschaftsminister Reinhold Mitterlehner gerade wartenden Journalisten versichert, da setzt von hinten ein Chor ein: „Wir sind hier und wir sind laut, weil ihr unsere Bildung klaut.“ ÖH-Vertreter und andere Studenten sind es, die gegen Zugangsbeschränkungen an den Unis und 600 Millionen Euro mehr Budget demonstrieren. Eine Einpeitscherin gibt den Ton an, 25 Kehlen schreien ihr nach – stimmkräftig, aber auch so diszipliniert, dass die Polizisten, die den Aktivisten ab der Loipersdorfer Ortsgränze nachgefahren sind, keinen Grund zum Einschreiten haben.

Kanzler Werner Faymann bahnt sich den Weg an den Transparenzen vorbei und rettet sich ins Hotelfoyer. Zwischen zwei Zimmerpalmen kündigt er von Erfreulichem: Bei „vier bis fünf Punkten“ seiner Steuerliste seien sich die Koalitionsparteien sehr nahe gekommen (*siehe unten*). Die ÖVP spricht von anderen Knackpunkten: Umstritten sind die Pensionen – doch hier zeichnet sich ein Kompromiss ab. Es gehe nicht darum, die Hacklerregelung – ein Tor zur Frühpension – vor 2013 abzuschaffen, sagt Pröll zur Freude der SPÖ. Mögliche Alternative: Der Zugang wird erschwert, indem diverse Ersatzzeiten – etwa für Schulzeiten oder die Bezugsdauer von Krankengeld – nicht mehr anrechenbar sind. Für Samstag ist ein Besuch der Seniorenvertreter angekündigt.

Andere Annäherung: Auch ÖVP-Klubobmann Karlheinz Kopf, an sich ein Sparmeister, kann sich vorstellen, etwas mehr Steuern als eigentlich nötig einzuhoben, um im Gegenzug zu investieren – etwa in die Forschung.

Von Protestlern eskortiert, verzieht sich die Regierung in den Sitzungssaal, wo sonst nur ein Mitarbeiter pro Minister und eine Handvoll Schlüsselbeamte hindürfen. Für die Außenwelt gibt's Sätze wie: „Je weiter wir kommen, desto mehr ist erledigt.“ (Andreas Schieder) „Sie sind gefragt, Herr Schieder – und ihr fetter Kollege“, ruft ihm ein Student zu. Als sich der Staatssekretär befremdet umdreht, kommt es kleinlaut zurück: „Tschuldigung!“

Steuern steigen deutlich an

Mehrbelastung erhöht sich bis 2014 auf 4,1 Mrd. Euro

Wien – Deutlich höhere Belastungen haben die Österreicher in den nächsten Jahren zu schultern. 2011 werden die Steuern um 1,7 Milliarden angehoben, 2014 sind Mehrbelastungen von 4,1 Mrd. vorgesehen. In Diskussion waren viele Vorschläge:

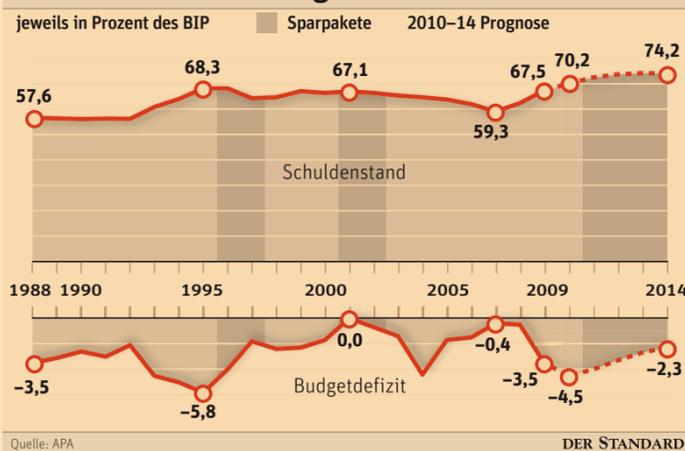
■ **Bankenabgabe** 500 Millionen Euro pro Jahr will sich die Regierung von den heimischen Instituten holen. Sie ist die einzige Abgabe, über die sich SPÖ und ÖVP seit Monaten einig sind.

■ **Aktiegewinne** Nach anfänglichem Widerstand hat die ÖVP zuletzt signalisiert, die Spekulationsfrist bei Aktiengeschäften zu streichen. Bisher sind Gewinne nur steuerpflichtig, wenn sie innerhalb eines Jahres realisiert werden. Mögliche Mehreinnahmen: 200 Mio. Euro.

■ **Möst** Die Mineralölsteuer könnte um 5 Cent angehoben werden. Wer ein 8-Liter-Auto hat und 10.000 km im Jahr fährt, muss mit Mehrkosten von 40 Euro rechnen. Bei einem 3-Liter-Auto sind es bei 10.000 km 15 Euro. Eine Ölheizung verteuert sich bei 3000 Liter Verbrauch um 150 Euro.

Dem Finanzminister bringt eine 5-Cent-Erhöpfung rund 500 Mio. Euro. Insgesamt nahm der Staat im Vorjahr 3,8 Mrd. Euro aus der Möst ein. Autofahrerclubs meinen, eine Erhöhung führe dazu, dass der Tanktourismus, der für 900 Mio. Euro Möst-Einnahmen verantwortlich ist, stark zurückgehen würde. Allerdings: Das Wirtschaftsforschungsinstitut meint, 5 Cent würden kaum einen Effekt auf den Tanktourismus haben. Erst bei 10 Cent sei mittelfristig

Schuldenstand und Budgetdefizit



damit zu rechnen, dass beim Tanktourismus 400 bis 500 Mio. Euro wegfallen. Ähnliche Schätzungen gibt es vom Umweltbundesamt. Im Gegenzug für die Möst-Erhöpfung wird auch eine Reform des Pendlerpauschale diskutiert.

■ **Stifter** Belastungen dürften auch auf Stiftungen zukommen. Weitere Vorschläge wurden von der SPÖ ventiliert, etwa eine Transaktionssteuer, die Notenbank-Gouverneur Ewald Nowotny aber national für nicht machbar hält. (go)

ECHTE QUALITÄT IST ...
... DER NEUE KIA CEE'D ECO MIT 7 JAHREN GARANTIE.

AB € 13.790,-¹⁾

JETZT TESTFAHREN –
EXKLUSIV BEI IHREM KIA-PARTNER.



www.kia.at



CO₂-Emission: 170-115 g/km, Gesamtverbrauch: 4,4-7,1 l/100km
Unverbindl., nicht kartellierter Richtpreis inkl. MwSt. Aktion gültig bis 31.12.2010. Solange der Vorrat reicht. Symbolfoto, Satz und Druckfehler vorbehalten. 1) Listenpreis Kia pro_ceed Eco € 14.790,- abzgl. € 1.000,- Eintauschbonus auf den Listenpreis bei Eintausch eines Gebrauchtwagens. *) 7 Jahre/150.000km Werksgarantie. Gültig für alle ab 01.01.2010 in Österreich verkauften Neufahrzeuge.

Seniorenpudding und Omas Fruchtzubereitung floppen

Beim Einkaufen will keiner alt aussehen. Spezielle Lebensmittel für Senioren sind Ladenhüter. Versuche der Supermärkte, sich auf ältere Semester zu spezialisieren, scheiterten. Allein Rabatte ziehen immer.

Verena Kainrath

Wien – Claus Hipp füllt jedes vierte Gläschen Babynahrung für Erwachsene und Senioren ab. Allein in Deutschland löffeln die älteren Semester Kinderkost im Wert von jährlich 75 Millionen Euro. Das ist immerhin gut ein Zehntel des Gesamtmarkts des Babygeschäfts. Er habe mit dem Gedanken gespielt, mit spezieller Nahrung für Ältere dem Ganzen auch einen Namen zu geben, deutete Hipp mehrfach an. Er habe die Idee dann aber stets wieder verworfen. Brei für alte Menschen lasse sich nicht bewerben, diskriminierend sei er zudem. Denn wer sei schon gerne alt?

Der Seniorenpudding und die Fruchtzubereitung für die Oma – das spiele es in der Lebensmittelindustrie nicht, sagt Michael Blass, Chef des Fachverbands in Österreich. Die Produzenten reagierten auf spezielle Bedürfnisse, von kleinen Verpackungseinheiten bis zu Anreicherungen mit Vitaminen und Mineralstoffen. Stehe aber darauf zu lesen, dass es eigens für Senioren sei und gar auch noch leicht zu kauen, bleibe es so gut wie sicher in den Regalen der

Supermärkte stehen, ergänzt Marketingexpertin Martina Tuma.

Auch internationale Lebensmittelkonzerne wie Unilever und Danone winken ab. Natürlich sei da der Trend zur Anti-Aging-Ernährung und zu Produkten, die Knochen stärken und Cholesterin senken sollen. Aber konkrete Lebensmittel für Alte seien kein Thema.

Geld ist freilich zu viel zu holen, um auf die Gunst der Senioren zu verzichten. Es geht jährlich um Milliardenumsätze – was neben den Produzenten auch die Händler daran tüfteln lässt, wie man sie lange an sich binden könnte.

Die Kaufleute der Adeg probierten es so etwa einst mit einem Supermarkt für die über 50-Jährigen. In Bergheim in Salz-

burg startete 2003 unter großem Tamtam eine entsprechende Filiale: Extrabreite Gänge und rutschfeste Böden gab es, die Preisetiketten waren größer, die Regale niedriger und mit Lupen versehen. Die Mitarbeiter waren allesamt selber älter als 50. Doch das Experiment scheiterte, aus der geplanten Expansion nach Wien mit dem Konzept wurde nichts, mittlerweile spergte der ganze Standort zu.

Jeder Supermarkt achte darauf, dass Läden hell, barriere- und stolperfrei seien und Preisschilder so groß wie möglich, sagt Spar-Konzernsprecherin Nicole Berkman. Doch bei vielem, was sich speziell an betagtere Kunden richte, sei es bei Versuchen geblieben. Zu einer Sitzgelegenheit umfunktionierbare Einkaufswagen seien ebenso wenig angenommen worden, wie die Lupe an den Regalen. Letztere wurde oft Opfer der Zerstörung.

Achtel Butter und Singletoast

Zielpunkt lässt Lupen draußen, werde sich aber um neue Dienstleistungen für Ältere bemühen, erzählt Geschäftsführer Jan Satek. Sie könnten Einkäufe bald vorbestellen, auch ein Einpackservice sei geplant. Zudem teste man kleinere Verpackungen – vom Achtel Butter bis zum Singletoast.

Rabatte ziehen freilich fast immer. Zielpunkt gewährt sie Senioren am Mittwoch, dem an sich umsatzschwächsten Tag der Woche. Seither liege der Pensionistenanteil hier bei einem Drittel.



Bei den Pensionisten ist für den Handel viel Geld zu holen. Sitzgelegenheiten und Lupen in den Filialen wollen sie nicht. Foto: Big Shot



Georg – und wie er die Welt sieht

Altersfrage 2: Ist es heute für einen jungen Menschen noch sinnvoll zu studieren?

Georg ist 21. In der vierten Schulstufe hat er eine Klasse übersprungen und beim Abitur in Karlsruhe einen Schnitt von 1,4. Die Schule war trotzdem eine Herausforderung: Georg war nicht nur hochbegabt, sondern dicklich und wurde oft für ein Mädchen gehalten. „Nicht die coole Person, die man auf Partys mitnimmt“, sagt er heute, lacht aus seinem Jungengesicht und zeigt seine hübschen Zähne. Eigentlich wollte er Künstler werden. Nach einem Jahr Zivildienst und ein paar Jobs (DHL-Paketzusteller, Praktikum als Regieassistent, Sprechstundenhilfe beim Vater ...) kam er nach Wien, um Politikwissenschaften zu studieren – auch, weil er nirgendwo für ein Musikstudium aufgenommen wurde. Aber dann kam die Audimax-Besetzung, und die war viel spannender, ein „Seminar in angewandter Politikwissenschaft“, wie Georg es nennt. Er wollte etwas Sinnvolles machen: Tinglein mit einer Band war es genauso wenig wie ein Studium. Ob Georg typisch für seine Generation ist, weiß er nicht. Vielleicht ist er so etwas wie ein Vorbote auf manches, das in Ansätzen schon da ist. „Ich treffe radikalere Entscheidungen als viele andere!“, sagt er, will Mediator werden und gibt selbst schon Seminare in gewaltfreier Kommunikation (GfK). Er ist außerdem bei den Pioneers of Change („Akteure des Wandels für eine nachhaltige Gesellschaft“) und engagiert sich bei der Demokratischen Bank (ein von Attac initiiertes Banken-Modell). Und: Wenn er noch mehr (wache) Zeit zur Verfügung haben will, um alle Vorhaben voranzutreiben, experimentiert er auch schon einmal mit seinem Schlaf.

Georg wirkt wie jemand von einem anderen, vielleicht besseren Planeten, wenn lächelnd einen veganen Glückssalat verspeist. Er trinkt „selten“ Alkohol („nicht pro-

duktiv am Tag danach“), kiff nicht, raucht nur, wenn er Alkohol trinkt, Kaffee vielleicht zweimal im Jahr („Ich möchte so wach sein, wie mein Körper es mir sagt!“), Fleisch isst er prinzipiell keines, nur wenn er absolut Lust darauf hat. Manchmal hört er sich an wie ein durchgeknalltes New-Age-Kid: „Bei aller Radikalität möchte ich situationsorientiert bleiben!“ Heißt: Er will nicht allzu streng mit sich sein.

Ist er trotzdem und geht für sein Alter meist früh schlafen, weil er gerade sein Leben neu strukturiert. Das macht er so, als wäre er nicht 21, sondern 42. „Ich bin ein selbstdirigierter Student!“, sagt er. In seinem Zimmer hängt ein großes Flipchart, so etwas wie sein persönlicher Studienplan, und darauf steht eine ganze Menge, was er noch machen möchte: Mediationsausbildung, GfK-Studienreise in die USA, Dragon Dreaming („ein integratives, partizipatives Management-Tool“), Tanzen, Reference Point Therapy,

Buch schreiben, Französisch lernen („weil es eine wunderschöne Sprache ist“). „Mein Kopf ist leider begrenzt, man kann sich nicht mit allem beschäftigen!“, sagt er verzweifelt. Er kauft, sooft es geht „bio“, war zwei Mal in seinem Leben bei H&M, die Schuhe, die er trägt, sind aus Leder, „aber Geld ist zu knapp, um sich vegane Treter zu kaufen“. Es ist ein spannender Gedanke, sich Georg mit 40 vorzustellen. Wohin hat sein Weg ihn gebracht? Was ist auf der Strecke geblieben? Er war schon in China, Griechenland und den USA – und einmal in Frankreich. Dorthin ist er getrampt, zum „non violent communication“-Festival in die Nähe von Bordeaux. Ob er selbst einmal ein Auto fahren wird? „Hoffentlich ein Elektroauto“, sagt er. Den Führerschein hätte er schon, aber manchmal auch ein schlechtes Gewissen wegen jeden gefahrenen Kilometers. (mia)



Georg Tarne sieht sich als Pionier: www.pioneersofchange.at

Foto: G. Tarne

Von den Besten lernen.



Arbeitsrecht 2011 – JAHRESTAGUNG

mit o. Univ.-Prof. Dr. SCHRANK, StB Ing. Mag. PATKA
Univ.-Prof. Dr. MAZAL, Mag. BINDER, HR Dr. KURAS
Dr. JÖST, RA Dr. TINHOFER, LL.M., RR Adir. HOFBAUER
von 24.–25.11.10, Wien | 07.–08.06.11, Wien

Steuerrecht – JAHRESTAGUNG

mit Dr. MELHARDT, MR Prof. Mag. Dr. RITZ, HRⁿ Dr. KRAFFT
Mag. SCHLAGER, HR Dr. BARTALOS, HRⁿ Dr. LATTNER
Hon.-Prof. MR Dr. LOUKOTA, StB Mag. Dr. BENDLINGER
von 30.11.–01.12.10, Wien

Verrechnungspreise NEU

mit Mag. MACHO, WP/StB Dr. LAHODNY-KARNER
am 16.11.10, Wien | 07.06.11, Wien

Effektiv planen & budgetieren

mit Dr. HÖBARTH
von 04.–05.11.10, Wien | 14.–15.04.11, Wien

Spitzenleistungen in der Führung

mit Dr. PICHLER
Ing. Mag. KERMER
am 01.12.10, Wien
26.05.11, Wien

ars.at

Details & weitere Seminare finden Sie auf www.ars.at ☎ (01) 713 80 24-0

Falter^s KULTURFÜHRER



Christopher Wurmdobler
KAFFEEHÄUSER IN WIEN

Ob Tagescafé oder verlängertes Wohnzimmer für Nachtschwärmer, traditionell oder modern – der Kaffeehausführer beschreibt sie alle. Dazu gibt er Auskunft über Einrichtung und Atmosphäre, kulinarisches Angebot, aufliegende Zeitungen, Spielmöglichkeiten, Preise und Klientel.

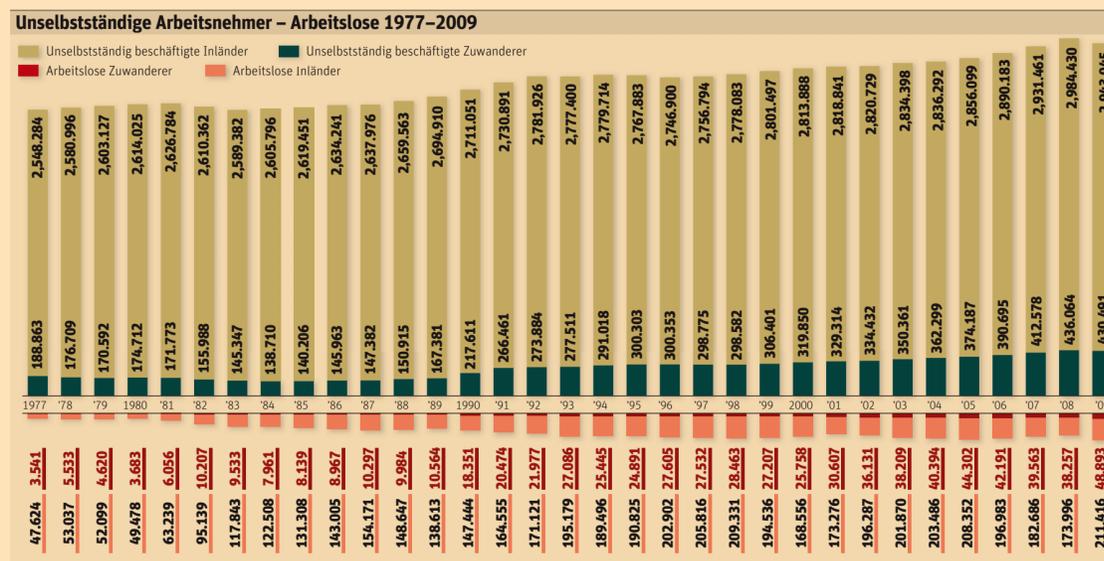
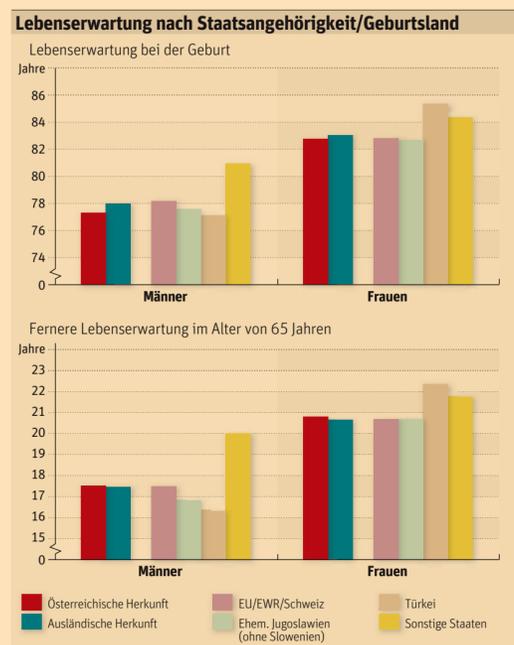
240 Seiten, € 25,50

T: 01/536 60-928
E: service@falter.at
Web: faltershop.at
oder in Ihrer Buchhandlung

Falter Verlag
Die besten Seiten Österreichs

Österreichs Bevölkerung: Wie sie arbeitet, wie sie altert, wie sie übersiedelt

Die Bevölkerung ist in Bewegung: räumlich, wie die große Karte am Beispiel von Salzburg Stadt zeigt – und mit langfristigen Verschiebungen, wie die Prognosekarte rechts unten zeigt. In den nächsten 25 Jahren wird vor allem die Ostregion, das Grazer Umland und das Rheintal stark an Einwohnern gewinnen. Bedeutsam ist dabei die Lebenserwartung: Sie ist für Frauen höher als für Männer, besonders deutlich ist das bei Menschen aus der Türkei. Auswirkung hat das vor allem auf das Sozialsystem, wo jedem Menschen immer mehr Nichtarbeitsjahre der Lebensarbeitszeit gegenüberstehen.

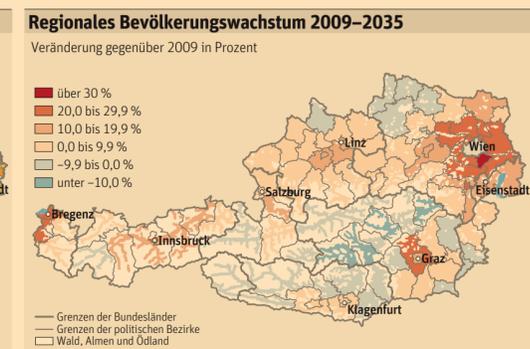
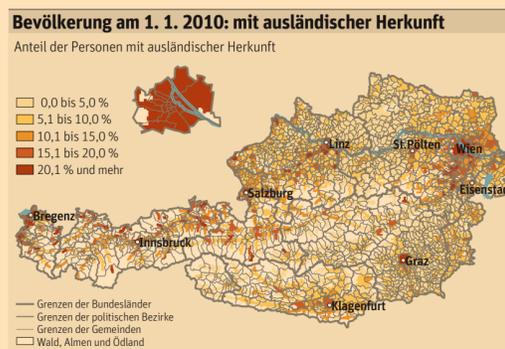
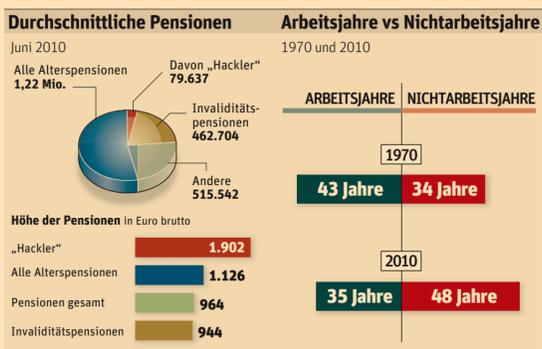
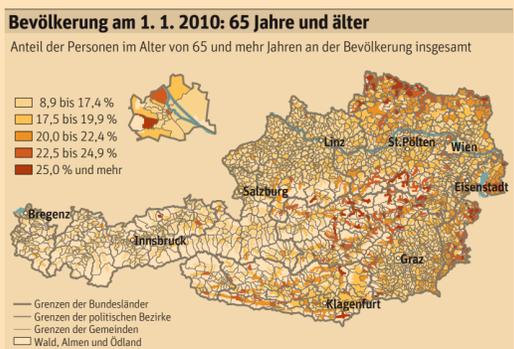
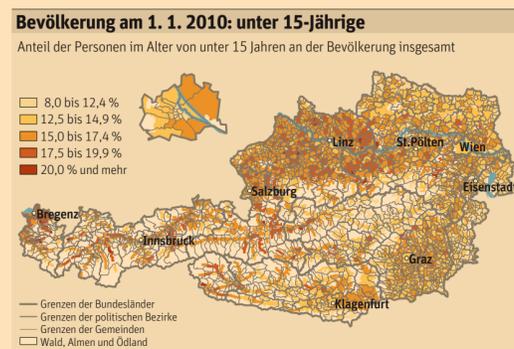
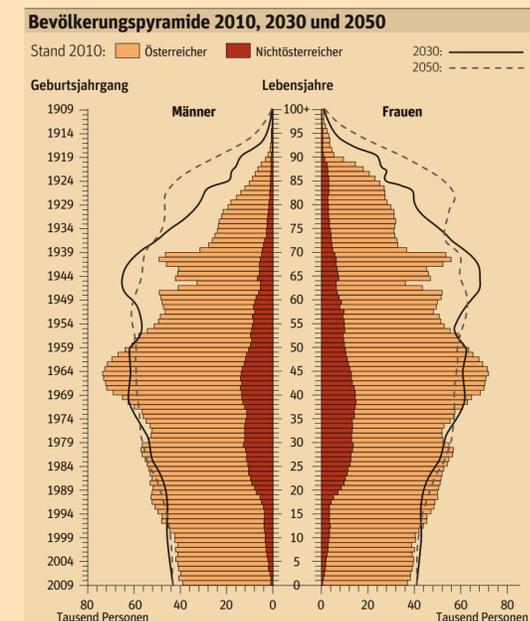
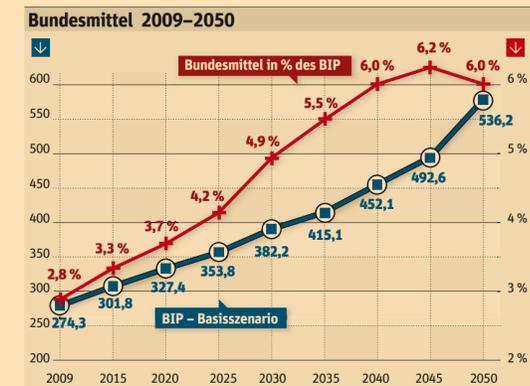
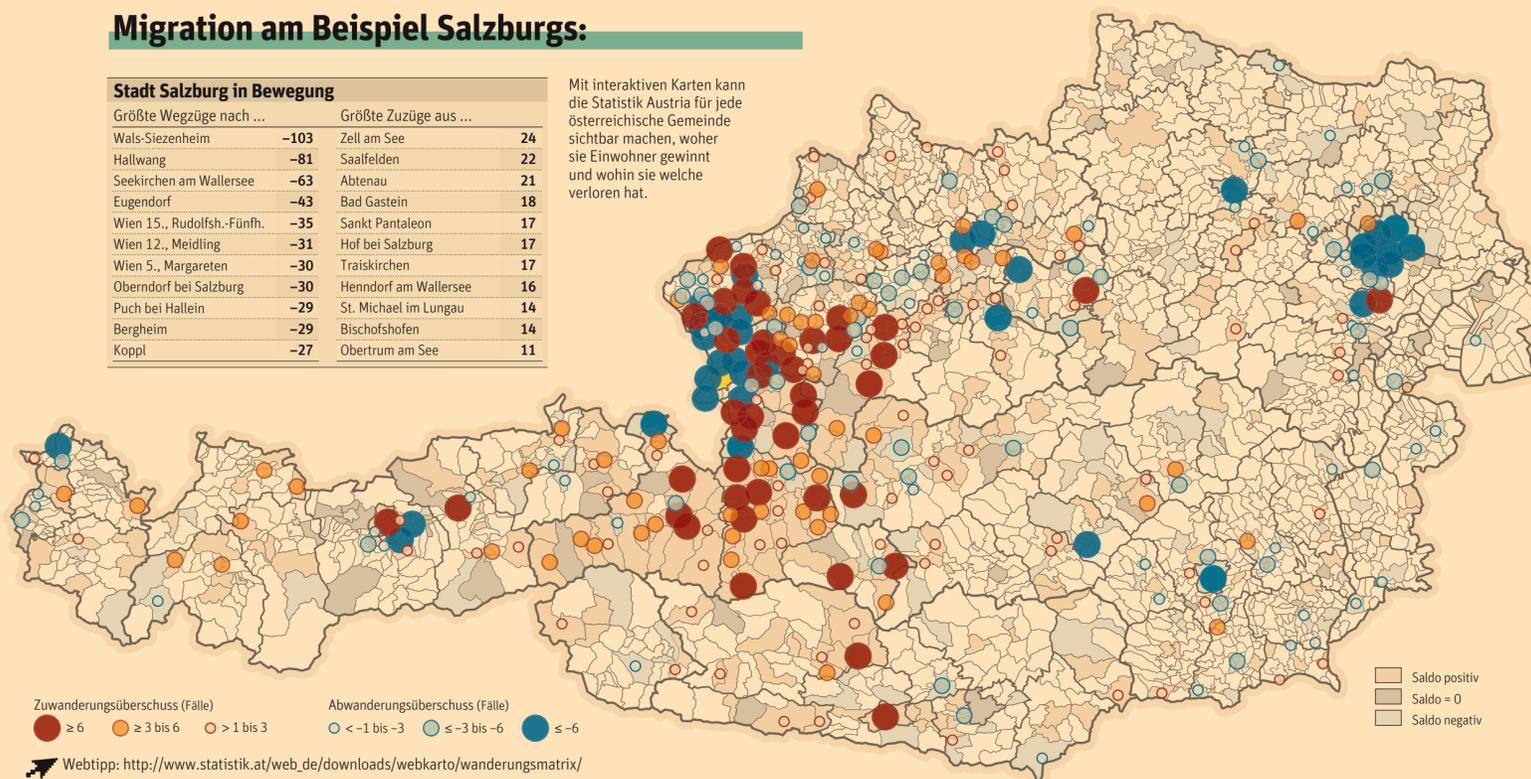


Migration am Beispiel Salzburgs:

Stadt Salzburg in Bewegung

Größte Wegzüge nach ...	Größte Zuzüge aus ...
Wals-Siezenheim -103	Zell am See 24
Hallwang -81	Saalfelden 22
Seekirchen am Wallersee -63	Abtenau 21
Eugendorf -43	Bad Gastein 18
Wien 15., Rudolfsh.-Fünfh. -35	Sankt Pantaleon 17
Wien 12., Meidling -31	Hof bei Salzburg 17
Wien 5., Margareten -30	Traiskirchen 17
Oberndorf bei Salzburg -30	Henndorf am Wallersee 16
Puch bei Hallein -29	St. Michael im Lungau 14
Bergheim -29	Bischofshofen 14
Koppl -27	Obertrum am See 11

Mit interaktiven Karten kann die Statistik Austria für jede österreichische Gemeinde sichtbar machen, woher sie Einwohner gewinnt und wohin sie welche verloren hat.



Quellen: Statistik Austria, APA, Hauptverband, Pensionsbericht



In der Familie Khol gab es die üblichen Eltern-Kinder-Konflikte auch auf politischer Ebene. Wie man dennoch miteinander kann, erklären Andreas und Andrea Khol. Fotos: Newald

„Ratschläge sind auch Schläge“

STANDARD: *Empfinden Sie Ihren Vater, den Chef des Seniorenbundes, eigentlich als alt?*

Andrea Khol: (lacht) Nein, alt ist für mich jemand, der am Bankerl sitzt und nichts mehr tun kann. Und meine Eltern sind weit von diesem Zustand entfernt. Sie sind beide extrem vital, haben viel Lebensfreude, sind aktiv. Meine Mutter hat sogar gerade ein Studium zur Geragogin abgeschlossen. Das heißt, sie hat sich mit der Pädagogik bei älteren Menschen und ihren gesellschaftlich-sozialen Problemen beschäftigt. Das ist ein ganz neues Feld für sie. Auch mein Vater ist da sehr engagiert.

STANDARD: *Wie viele Enkel haben Sie?*

Andreas Khol: Zehn sind da, und zwei kommen demnächst. Ein gutes Jahr bringt zwei Enkel, sage ich immer.

Andrea: Ist bald nicht mehr aufrechtzuerhalten.

STANDARD: *Der Seniorenbund ist eine Dachorganisation für alte Menschen.*

Andreas: Wenn Sie das sagen, dann springen Ihnen meine Mitglieder an die Gurgel.

STANDARD: *Warum?*

Andreas: Es geht immer um den Begriff des Alters. Alt ist für mich jemand, der aufgehört hat zu lernen. Das ist dann, wenn jemand sagt: Ich schließe mit meinem Leben ab, das war's jetzt, ich will nicht mehr dazulernen. Die Mitglieder des Seniorenbundes sind aber genau das Gegenteil davon. Das sind die Flotten, die sind neugierig, wissbegierig und aktiv. Schließlich gibt es sogar genaue Klassifizierungen von Alter in der EU. Sie sagen, dass man bis zum 60. Lebensjahr ein reifer Erwachsener ist, von 60 bis 85 ist man wirklich erwachsen und erst ab 85 alt.

STANDARD: *Ist nicht das Ende der Erwerbstätigkeit die entscheidende Zäsur?*

Andreas: Die hat aber mit Alter – wie wir wissen – nichts zu tun.

STANDARD: *Ist das Ihre innovative Sicht auf die Dinge?*

Andreas: Nein, sondern weil es nicht stimmt. Es gibt Leute, die überhaupt nie gearbeitet haben, die sind nicht alt. Es gibt Frühpensionisten, auch sie sind nicht alt. Es gibt Menschen, die bis zum Tod arbeiten – also bis 85 oder 90 arbeiten. Auch die habe ich schon kennengelernt.

Für seinen Lebensentwurf erntete der Ex-Politiker Andreas Khol von seinen Kindern nicht immer Applaus.



Karin Pollack sprach mit ihm und Tochter Andrea Khol über Altwerden, Jungbleiben und familiäre Generationenkonflikte.

STANDARD: *Gut, aber differenzieren Sie Ihre Mitglieder?*

Andreas: Ich orientiere mich an Rudolf Bretschneiders Sozialforschung und seinem Buch *Die Freiheit hat kein Alter*, das ich mit herausgegeben habe. Er hat Gruppen identifiziert. Da gibt es die Neugierigen, die Flotten, die Häuslich-Aktiven und die Zurückgezogenen. Interessant ist, dass die Zurückgezogenen immer weniger werden. Vor Jahren waren das 30 Prozent, heute sind es nur mehr 25 Prozent. Das sind Menschen, die krank sind oder an extremer Vereinsamung leiden. Meist können sie ihr Zimmer nicht mehr verlassen. Auch das kann ein sehr schönes und sinnvolles Leben sein. Die Flotten sind eine wachsende Gruppe. Derzeit machen sie ungefähr zehn Prozent aller Mitglieder im Seniorenbund aus. Sie empfinden es meist als Zumutung, überhaupt dem Seniorenbund beizutreten. 30 Prozent unserer Mitglieder sind unter häuslich-aktiv zusammenzufassen.

STANDARD: *Was sind Sie selbst?*

Andreas: Meiner Selbsteinschätzung nach bin ich ein reifer Erwachsener.

STANDARD: *Also eine EU-Qualifikation ...*

Andreas: Und ich bin nicht alt, denn ich lerne noch jeden Tag dazu. Das eigentliche Phänomen ist, dass zwar alle älter werden wollen, aber niemand will alt sein. Das ist der Ursprung jeder Diskussion. Im Seniorenbund haben wir einen breiten Querschnitt von Flotten, Neugierigen und Häuslich-Aktiven.

STANDARD: *Warum hat das Alter so wenig Renommee in unserer Kultur, in Japan ist es ja anders?*

Andreas: In Japan und China hat das mit dem Shintoismus und der Ahnenverehrung zu tun. Ein in Europa wesentliches, kulturgeschichtliches Phänomen ist das Fehlen des Ahnenkults. Unsere Kultur ist von der individualisierten Einzelpersonlichkeit geprägt. Damit hat auch der Ahnenkult kei-

ne religiösen Wurzeln. Die Schätzung des Alters ist sehr stark dadurch relativiert worden, dass Alter als Bedrohung betrachtet wird. Und immer wieder gab es jemand, der dann die Frage stellte: Was tun wir mit den alten Leuten? Diese Frage wird schon sehr lange gestellt. Im 19. Jahrhundert betraf sie die 50-Jährigen.

Andreas: Das hat aber auch ganz stark mit den Besitzverhältnissen zu tun. Die Alten hatten früher mehr Besitz, also Grund und Boden, und übten deshalb auch mehr Macht auf den Clan aus. Das ist ja heute längst nicht mehr so. Heute ist es die aktive Erwerbstätigkeit, die gesellschaftliche Strukturen schafft. Die wenigsten leben heute noch von ererbtem Kapital. Deshalb gibt es die alten mächtigen Männer an der Spitze eines großen Familienclans immer weniger.

Andreas: Das sehe ich auch so. Die Lebenschancen der jungen Menschen sind größer, auch die Chancen auf Freiheit und Selbstständigkeit. Die meisten jungen Menschen verlassen das heimatliche Nest so schnell es irgendwie geht, um außerhalb der Fuchtel ihrer Eltern zu sein. Eines der schwierigsten Dinge als älterer Mensch ist zu lernen, dass ungefragte Ratschläge Schläge sind und auch als solche empfunden werden.

Andreas: Er hat recht. Wir hören die Ratschläge der Eltern nicht gerne. **Andreas:** Vor allem ungefragt. Wenn man mit seinen Kindern und Enkelkindern glücklich leben will, darf man sich nicht ständig in ihre Angelegenheiten einmischen, ganz im Gegenteil. Distanz, darum geht es. Und das bedeutet, selbst selbstständig zu leben und auch die Kinder selbstständig leben lassen.

Andreas: Das gilt in unserer Familie genauso, wie es mein Vater sagt. Ich habe ja einen etwas anderen Lebensentwurf als meine Eltern. Ich teile mir die Erziehung unsere beiden Kinder mit meinem Mann. Wir machen halbe-halbe. Das ist bei uns in der Familie neu gewesen. Ich bin sehr schnell nach der Geburt meiner beiden Söhne wieder zurück ins Erwerbsleben. Meine Mutter war besorgt, weil meine Kinder schon mit einhalb Jahren in den Kindergarten gingen. Da wart ihr beide besorgt, ob das funktionieren kann.

Andreas: Natürlich waren wir besorgt, aber wir haben kein Wort gesagt.

Andrea: Das stimmt, aber ihr habt mich unterstützt, habt die Kinder vom Kindergarten abgeholt und hingebacht. Ich habe mich für diese Entscheidung, sie in den Kindergarten zu schicken, also nie kritisiert gefühlt.

STANDARD: *Dennoch wissen Sie, dass es nicht den Idealen von Kindererziehung Ihrer Eltern entsprach?*

Andrea: Wir haben darüber gesprochen, und ich kenne die Einstellung meiner Eltern.

Andreas: Aber wir haben unsere Vorurteile dann auch revidiert.

Andrea: Stimmt.

Andreas: Völlig revidiert nämlich.

STANDARD: *Das ist das, was Sie unter Lernen verstehen?*

Andreas: Genau. Andrea war die Älteste, die hat es natürlich immer am schwersten.

Andrea: Aber ich war nicht die Erste, die ein Kind bekommen hat.

Andreas: Aber die Erste, die greifbar war mit ihren Kindern, deine Schwester ist in England.

STANDARD: *Haben Sie die Grundprinzipien Ihrer Eltern hinter sich gelassen?*

Andrea: Völlig. Es war eine Entscheidung, die ich zusammen mit meinem Mann getroffen habe. Er wollte in die Kindererziehung involviert sein. Und er wollte können, was alle Mütter können. Für unsere Kinder sind wir beide als Elternteile auch voll gleichberechtigt. Wenn ich nicht da bin, dann kann mein Mann alles machen – nicht nur, was die Kinder betrifft, sondern auch was den Haushalt anbelangt. Das ist ein Glück, dass wir das so schaffen.

STANDARD: *Sehen Sie Ihre Erziehung in Ihren Kindern verwirklicht?*

Andreas: Wenn meine Kinder wollen, bekommen sie Hilfe. Wir sind eine sehr große Familie. Wir feiern nächstes Jahr unseren 70er.

Die Kinder haben vorgeschlagen, dass wir alle gemeinsam in Urlaub gehen sollen. Also Kinder, Partner und Enkelkinder, insgesamt 26 Leute.

Andrea: Das Haus muss groß sein.

STANDARD: *Aber es ist ein gutes Zeichen, dass alle mitfahren wollen?*

Andrea: Manche fürchten sich auch ein bisschen, vor allem einige Partner, aber ...

Andreas: ... aber auch da haben wir schon gesagt: Nur das Abendessen soll gemeinsam eingenommen werden. Alle unsere Kinder haben unterschiedliche Lebensentwürfe. Was wir uns als großes Plus anrechnen, ist, dass unsere Kinder sehr ungewöhnliche Partner haben. Wir kommen aber gut mit ihnen aus, stellen ich und meine Frau immer wieder fest. Andrea ist mit dem Sohn eines sozialdemokratischen Politikers verheiratet. Als er noch um sie geworben hat, ist er am Sonntag zu uns zum Mittagessen gekommen und hatte die Volksstimme dabei. Eine Tochter habe ich, die einen Inder geheiratet hat. Und ich habe einen Sohn, der eine türkische Freundin hat, die hier aufgewachsen ist.

STANDARD: *Schön?*

Andreas: Super. Von den sechs Kindern, die wir haben, haben fünf eine selbstständige Tätigkeit. Auch das ist ein Zeichen.

STANDARD: *Und niemand teilt Ihren Lebensentwurf?*

Andreas: Das werden wir sehen. Die Kinder sind noch zu klein. Vielleicht entscheidet sich jemand dafür, so wie wir zu leben.

STANDARD: *Haben Sie, Herr Khol, je den Gedanken gehabt, zu arbeiten aufhören zu wollen?*

Andreas: Nein, ich für mich habe den Eindruck, in dem Moment, in dem ich nicht mehr aktiv bin, verblöde ich sofort.

Andrea: Das ist derselbe Eindruck, den ich während meiner dreimonatigen Karenzzeit hatte.

Andreas: Meine Aktivitäten werde ich hoffentlich machen, bis ich nicht mehr kann. Das werden physische Grenzen sein. Das Ehrenamt macht mir große Freude, aber auch meine publizistische Tätigkeit. Wenn ich das nicht mehr machen könnte, würde ich sofort krank, davon bin ich überzeugt.

ANDREAS KHOL (69), ehem. Nationalratspräsident, Seniorenbundobmann; **ANDREA KHOL** (44), Projektmanagerin Musik/IKT.

Auf Senioren warten Ehrenämter, nicht nur Altenheime

Lokale Politik muss lernen, mit dem demografischen Wandel umzugehen. In der buckligen Welt wird konkret erforscht, was es bedeutet, wenn eine Gemeinde immer ältere Bürger hat und die Kinder ausbleiben.

Conrad Seidl

Wien – Wenn man eine Österreich-Karte ansieht, dann soll man am besten den Alpenhauptkamm im Blick haben, empfiehlt der Bevölkerungswissenschaftler Rainer Münz. Nördlich davon befinden sich all die Gebiete, wo die Bevölkerung wächst – mit den Ausnahmen des nördlichen Wald- und Mühlviertels. Südlich des Alpenhauptkamms schrumpft die Bevölkerung (wiederum mit zwei Ausnahmen, nämlich dem Grazer und dem Klagenfurter Becken).

Und ganz am östlichen Ende, aus der buckligen Welt, da stammt Münz selber her: „Meine Großmutter ist aus Krumbach, da habe ich einen Bezug hin – und die Leute einen zu mir.“ Daher engagiert sich Münz in einem Projekt, das die Bevölkerungsentwicklung in der Kleinregion und ihre Auswirkungen auf die lokale Politik untersucht.

Erster Befund: Die Bevölkerung wird hier auf 20 Jahre hinaus kaum schrumpfen. Aber sie wird

einen erheblich höheren Altersschnitt haben.

Für die Bürgermeister heißt das: Sollen die wenigen Kinder zu einem größeren Schulstandort pendeln, oder will man lieber Kleinstschulen erhalten?

Oder: Werden künftig noch Kindergärten gebraucht, und wenn ja: wie viele? Und muss man nicht jetzt schon vorplanen, um für Senioren Heime zu schaffen? Oder Tagesheimstätten?

Und: Sind die Senioren nicht in großer Zahl relativ jung und relativ fit? Müsste die Gemeinde nicht ein Interesse haben, dass diese jungen Alten einen Teil ihrer Freizeit in Projekte einbringen, die wiederum der ganzen Gemeinde zugute kommen? Münz: „Wenn eine Gemeinde eine einklassige Volksschule behält, dann gibt es wahrscheinlich einen oder mehrere pensionierte Lehrer, damit man den Kindern Betreuung und Nachhilfe geben kann.“

Gerade in alternden und schrumpfenden Gemeinden wäre es notwendig, Strukturen für Ehrenämter aufzubauen, auch im Pflegebereich: „Wenn es einmal keine Wehrpflicht und keinen Zivildienst gibt, dann muss man sehen, wer die Aufgaben der Zivildienner übernimmt.“

So könnten etwa junge Alte die Pflege von älteren Alten teilweise übernehmen. Problematisch sei allerdings, dass es außer bei der Freiwilligen Feuerwehr und der Caritas in der Region kaum Strukturen gibt, wo ehrenamtliche Arbeit andocken könnte.

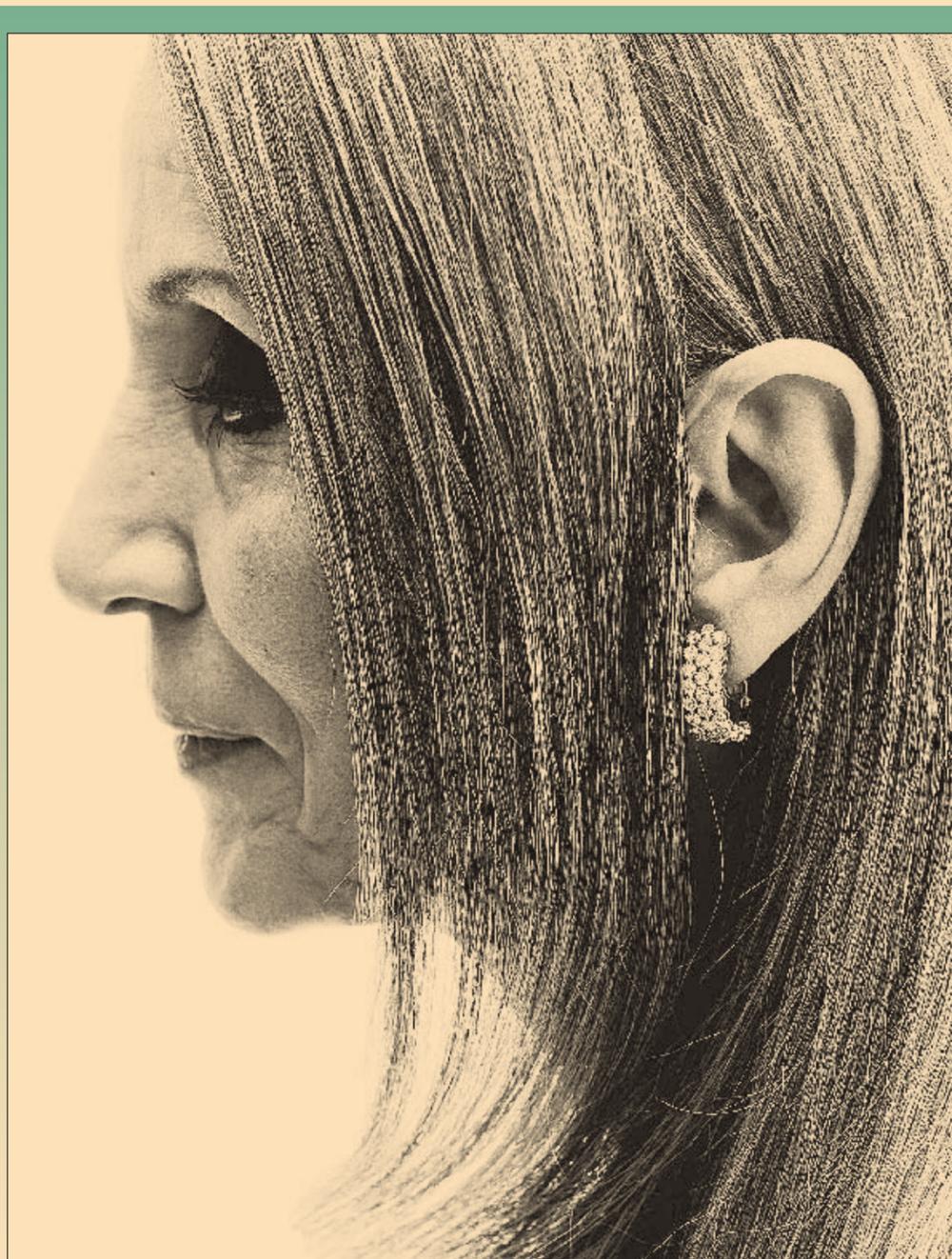


Bild der neuen Farben: Schwarz und Weiß und alles, was dazwischenliegt.

Foto: Elfie Semotan

„Unsere Wohngemeinschaft ist das beste Mittel gegen Einsamkeit“

Man kocht und isst gemeinsam, man lässt niemanden beim Sterben allein. Bremens Ex-Bürgermeister Henning Scherf (SPD) schildert Birgit Baumann das Leben in Deutschlands berühmtester Alten-WG.

STANDARD: Sie leben in Ihrer Heimatstadt Bremen in Deutschlands berühmtester Alten-WG. Wer wohnt dort mit Ihnen und Ihrer Frau, und wie kam es überhaupt zu diesem Projekt für Senioren?

Scherf: Wir sind insgesamt zehn Leute, zwei Paare und sechs Singles, alle um die 70 Jahre. Schon vor 25 Jahren, als unsere Kinder aus dem Haus waren, wir „Alten“ aber noch recht jung waren, haben wir mit Freunden überlegt, wie wir künftig leben wollen.

STANDARD: Kamen Sie dabei schnell auf gemeinsame Vorstellungen?

Scherf: Nicht ganz. Wir haben vier Jahre lang nachgedacht, und ich kann auch jedem, der so etwas plant, nur empfehlen: Nehmt euch Zeit, lernt euch besser kennen. Wir sind in dieser Zeit auch miteinander auf Urlaub gefahren, um uns zu testen.

STANDARD: Und danach wollten alle mitmachen?

Scherf: Nein, anfangs waren wir 20 Leute, einige sind abgesprungen, dafür wieder andere dazugekommen. Schließlich aber war klar: Wir kaufen mitten in Bremen gemeinsam ein großes, altes Haus und bauen dieses gemeinsam nach unseren Vorstellungen um.

STANDARD: Worauf haben Sie und Ihre Mitbewohner dabei geachtet?

Scherf: Wir gingen von der Überlegung aus, dass wir hier bis ans Ende unseres Lebens wohnen wollen – einerseits möglichst selbstbestimmt, andererseits auch so, dass wir uns, wenn nötig, Hilfe ins Haus holen können.

STANDARD: Welche Maßnahmen wurden konkret umgesetzt?

Scherf: Alles ist rollstuhlgerecht, es gibt einen Aufzug. Die Türen sind breiter – man weiß ja nie, wie man sich etwa nach einer Hüftoperation bewegt. Und wir wollten das alles gleich einbauen, denn wir wussten: Wenn es später einmal einer braucht und man es erst dann anpackt, entstehen hohe Kosten.

STANDARD: Wie kommt es, dass Sie schon vor 25 Jahren so umsichtig geplant haben? Die meisten Menschen schieben den Gedanken an Altern ja eher von sich weg.

Scherf: Wir waren in Sachen Wohngemeinschaft erprobt, schließlich lebten wir schon als Studenten in dieser Form zusammen. Aber wir wollten in der Alten-WG nicht die Fehler der Studenten-WG wiederholen.

STANDARD: Welche waren das?

Scherf: Damals klebten wir auf viel zu engem Platz zu sehr aufeinander. Klar, wir hatten ja auch kaum Geld. Als wir dann mit 50 Jahren überlegten, wussten wir zum Beispiel schnell: Jeder braucht eine eigene Küche, es wird nicht nur eine gemeinsame geben. Überhaupt wollen wir abgeschlossene Wohneinheiten. Aber wir haben sehr wohl einen Gemeinschaftsraum, in dem wir uns regelmäßig treffen und miteinander essen.

STANDARD: Und jeder kocht mal?

Scherf: Genau so. Jeder lädt mal ein, samstags frühstücken wir. Natürlich gibt es keinen Zwang, daran teilzunehmen. Das Schöne bei uns ist: Wir können zusammensitzen, aber wir müssen nicht.

STANDARD: Würden Sie sich noch einmal für die WG entscheiden?

Scherf: Uneingeschränkt. Unsere Alten-WG ist das beste Mittel gegen Einsamkeit. In Deutschland und auch in Österreich sind so viele alte Menschen mutterseelenalleine. Sie warten ständig, dass mal einer zu ihnen kommt. Aber es kommt keiner. Das ist eine sehr



„Bunt statt grau“ lautet das Motto des ehemaligen Bremer Bürgermeisters Henning Scherf für das Alter.

Foto: Reuters

traurige Perspektive. Man hat das Gefühl, dass sich Leben im Alter gar nicht mehr lohnt. Man darf nicht darauf warten, dass die Jungen für einen die Probleme lösen.

STANDARD: Ihre Alten-WG klingt wie ein fröhliches Bullerbü für Senioren. Gibt es auch Schattenseiten?

Scherf: Wir haben zwei unserer Mitbewohner durch Krebserkrankungen verloren. Zunächst wussten wir nicht, wie wir das schaffen sollen. Aber wir haben uns ein Versprechen gegeben, dass wir für einander da sein wollen. Also ha-

ben wir die beiden rund um die Uhr gepflegt. Einer war immer bei ihnen, sie konnten zu Hause sterben. Das war manchmal sehr schwer, hat uns aber auch sehr zusammengeschweißt. Wir reden auch über den Tod, und wir haben jetzt alle die Gewissheit: Wenn wieder jemand im Sterben liegt, wird er nicht alleine sein.

HENNING SCHERF (72), war von 1978 bis 1995 Mitglied der Bremer Landesregierung, von 1995 bis 2005 Bremer Bürgermeister. Von 1984 bis 1999 gehörte er dem SPD-Bundesvorstand an.

VERANSTALTUNGSANZEIGER

DIPLOM- & MASTERLEHRGÄNGE

»Eventmanagement« – MBA

Start: 19. Nov

»Projektmanagement« – MBA

Start: 5. Nov

»Coaching & Organisationsentwicklung/PE«

– MSc

Start: 10. Dez



T: 01/263 23 12-0, Fax-DW 20
www.bildungsmanagement.ac.at,
office@bildungsmanagement.at

WIEN, OÖ, VBH-STMK, BFI-KÄRNTEN, VHS-TIROL, KVV-SÜDTIROL, DEUTSCHLAND

DIPLOM- & MASTERLEHRGÄNGE

Nähere Informationen: Eva Fuith, T: 01/531 70-133,
E-Mail: eva.fuith@derStandard.at

»Mediation & Konfliktregelung« – Master of ARTS

Start: 26. Nov

»Leadership & Soziales Management« – MBA

Start: 18. Nov

»[Digitale Beratung]: online beraten«

Start: 5. Nov

bezahlte Anzeigen

Der Außerirdische, sein Klon, der alte Mann und das Mehr

Springreiter Hugo Simon ist als einer der ältesten Spitzensportler der Welt noch immer erfolgreich. Ans Aufhören denkt der 68-Jährige nicht. Vielleicht wird er dereinst noch ein Klon-Fohlen seines Spitzenpferds E.T. satteln.

Fritz Neumann

Wien – Es wird, sagt Hugo Simon, der Tag kommen, an dem Hugo Simon das Reiten keinen Spaß mehr macht. „Dieser Tag kommt sicher“, sagt er. Aber vielleicht sollte man Simons Worte nicht auf die Waagschale legen. Denn derzeit macht ihm das Reiten „enormen Spaß“, und der Spaß „wird und wird nicht weniger“. Schließlich vermag Simon nach wie vor Erfolge zu landen. „Ich kann es den Jungen immer noch ordentlich zeigen“, sagt er, und man hört den Stolz, der aus ihm spricht. „Ich habe ja drei Generationen überritten.“

1950, als er acht Jahre alt war, saß der kleine Hugo erstmals hoch zu Ross. Sein Vater war Pferdehändler und Landwirt, die sudetendeutsche Familie war nach dem Zweiten Weltkrieg aus der Tschechoslowakei vertrieben worden und nach Hessen gekommen. Simon ritt Dressur bis zur schweren Klasse, sattelte aber auf Springreiten um. „Weil ich immer das Risiko geliebt habe.“ 1972 übergangen ihn die Deutschen bei der Olympia-Nominierung, woraufhin er die österreichische Staatsbürgerschaft annahm und in München für Österreich ritt. Ein Abwurf am



Hugo Simon und der Klon, dessen Fohlen einst siegen sollen, wie E.T. unter Simon (rechts) siegte. Fotos: Reuters/EPA

Ende kostete ihn Gold, als Vierter hängte er aber all seine Ex-Landsleute ab, eine Genugtuung.

Simon war Olympiazweiter 1992 im Team und ragt als dreifacher Weltcup Sieger heraus, gewann 1979 (Gladstone), 1996 und 1997 (E.T.). „Ich muss nichts mehr beweisen“, sagt er. Auf die Olympia-Einzelmedaille pfeift er, große Championate tut er sich nicht mehr an. „Der liebe Gott hat mir Gesundheit gegeben, aber das Fitbleiben ist nicht leicht.“ Daheim in Weisenheim am Sand in Rheinland-Pfalz schwimmt er täglich um sechs Uhr in der Früh eine Viertelstunde lang, danach arbeitet er nicht wie früher mit zehn, sondern nur noch mit zwei Pferden, drei Stunden lang. „Alles andere erledige ich im Laufschrift.“

Das könnte man als Rezept bezeichnen. Simon sagt, die Kinder haben ihn jung gehalten, zwei aus einer geschiedenen Ehe sind längst erwachsen, keiner Ehe entstammt Marie-Estelle (11). Glück war auch, dass er selten schwer verletzt war. Die ärgste Blessur erlitt er vor fünf Jahren, als er, um einen Sturz zu vermeiden, vom Pferd sprang. „Statt mich fallenzulassen, bin ich weiter und in die Bande gelaufen.“ Die Bänderrisse

in der Schulter überwand er. Einer wie Simon fällt freilich nicht oft vom Pferd. „Zuletzt 2007 in Wien.“ Tags darauf gewann Simon den Großen Preis.

Als er 45 Jahre alt war, hatte Simon die Steigbügel vorübergehend an den Nagel gehängt. Mit seinem Mäzen (Herbert Batliner) hatte er sich überworfen, so belastete er das zweite Standbein, konzentrierte sich auf seine Baufirma. „Ich habe zugenommen und es nach drei Jahren ohne die Reiterei nicht mehr ausgehalten.“ Er fand den Fuchswallach E.T. und zum Erfolg zurück. Mit 3,2 Millionen Euro Gewinnsumme gilt E.T. nach wie vor als tollstes Springpferd auf diesem Planeten.

2004 hat Simon sein Ross pensioniert. Schon 2003 waren E.T. Zellen entnommen worden, sie wurden eingefroren und nach Jahren ihrer Bestimmung zugeführt. 2006 erblickte ein Klon das Licht der Welt, E.T. Cryozootech Stallion. Im Gegensatz zum Wallach kann er, wie sein Name schon sagt, für die Zucht herangezogen werden, heuer im Frühjahr wurde das erste Fohlen geboren. „In drei Jahren weiß man, was es taugt“, sagt Simon, der mit den E.T.-Sprösslingen nichts verdient, aber drei



Stuten selbst vom Klon decken lassen kann. Überzeugt vom Erfolg und „von der ganzen Klonelei“ ist er nicht. „Aber man muss ja mit der Zeit gehen.“

In Wien, wo es 2011 wieder ein großes Turnier geben soll, in Hannover, wo Simon bald zu sehen ist, überall toben die Zuseher, wenn er in den Parcours geritten kommt.

Die Deutschen haben dem 1,62 Meter großen und 65 Kilo schweren Reiter seinen Übertritt längst verziehen, und in Österreich nennen sie ihn „Hugo Nationale“. Er sei stets „mit vollem Einsatz und mit ganzem Herzen dabei“. Das schätzen die Leute. Und sie stauen, wie Hugo Simon mit seinen Jahren umspringt.

Auf dem Höhepunkt des Lebens

Altersfrage 4: Sexuelle Revolution mit 79 Jahren?

Nein, eine Charlotte Roche für die Generation 80 plus wolle sie nicht sein, sagt Elfriede Vavrik. „Außerdem hat mir *Feuchtgebiete* überhaupt nicht gefallen, viel zu graulich.“ Und doch hat die 81-jährige frühere Buchhändlerin ein weit größeres Tabu gebrochen als Roche: In „Nacktbadestrand“ schreibt sie explizit über ihr sexuelles Erwachen im Alter, schildert freimütig, wie sie mit 79 ihren ersten Orgasmus hatte und was einem unterkommt, wenn man per Annonce einen Sexpartner sucht.

„Sie können sich ja gar nicht vorstellen, was Männer z’sammelschreiben“, sagt Vavrik. Die Hälfte legte statt eines Porträtfotos sowieso gleich Bilder ihres Penis bei. „Diese Briefe sind sofort im Mistkübel gelandet.“ Der jüngste, der auf ihr Inserat geantwortet hat, war 17. „Dem hab ich freundlich abgesagt.“

Mehr als 100 Männer haben sich gemeldet. Mit vielen davon hat sie telefoniert, mit etlichen hat sie sich auch getroffen, und einige hat sie in ihre Zweizimmerwohnung in Laxenburg mitgenommen. Darunter auch ein verurteilter Mörder, der direkt aus dem Gefäng-



Elfriede Vavrik hat zwei Lover und jede Menge Sex – seit sie 79 ist. Foto: Robert Newald

nis zu ihr gekommen ist. „Das war ein ganz armer Mann.“

Den Tipp, sich doch nach einem Mann umzuschauen, hat sie von ihrem Hausarzt bekommen, den sie wegen ihrer Schlafstörungen aufsuchte. „Ich hab’ ihn gefragt, ob er verrückt geworden ist“, erinnert Vavrik. Versucht hat sie es trotzdem. Zwei fixe Liebhaber hat sie heute, beide sind um die 50.

Verheiratet war Elfriede Vavrik zweimal, ihre Söhne – „die finden mein Buch super“ – sind heute 45, 53 und 55 Jahre alt. „Aber Kinder kann man auch machen, ohne Freude dabei zu haben“, sagt sie heute über den Sex in ihren Ehen.

Seit ihr Buch erschienen ist, fährt Vavrik von Talkshow zu Talkshow. Zweimal war sie bei Sandra Meischberger, im Schweizer Fernsehen ist sie ebenso aufgetreten wie bei Barbara Karlich. Die Lesungen haben anfangs Überwindung gekostet: „Über Sex schreiben ist leichter, als die Texte dann vor Publikum zu lesen.“

Ob sie es bereut, jahrzehntelang ohne Männer gelebt zu haben? „Ich habe 40 Jahre verpasst“, sagt Vavrik, „ich muss einfach noch einmal auf die Welt kommen.“ (fern)

„Man kann sich schnell sehr alt fühlen“

Olympiasieger Anton Innauer legt alternden Spitzensportlern den Wechsel der Sportart nahe und führt seinen vielfach bekränzten Vorgänger Milon von Kroton als warnendes Beispiel an. Sigi Lützwow stellte Fragen.



STANDARD: Wie sollten Spitzensportler mit dem Altern umgehen?

Innauer: Subjektiv betrachtet muss man rechtzeitig die Sportart wechseln, damit es nicht so auffällt. Blicke man ein Leben lang Skispringer, würde man es extrem merken, dass man älter wird. Wenn man dagegen auf Golf oder Fliegenfischen umsteigt, ist das Ganze erträglicher. Schwer ist es, weil Leistungssportler ja Benchmarks aus ihrer Jugend haben – die 11,2 Sekunden über 100 Meter oder die Zeiten, die sie gebraucht haben, um einen Berg zu besteigen oder eine Strecke zu radeln.

STANDARD: Ist das Loslassen ein besonderes Problem für Sportler?

Innauer: Da gibt es die berühmte Geschichte von Milon von Kroton, dem großen Olympiasieger der altgriechischen Spiele, der letztlich zugrunde gegangen ist, weil er zum Schluss wissen wollte, ob er nicht doch noch imstande sei, einen Holzklotz auseinanderzureißen, den Holzfäller mit Keilen aufgespalten hatten. Er hat sich die Finger eingeklemmt, konnte nicht weg und ist von wilden Tieren zerfleischt worden.

STANDARD: Ist das körperliche Altern nicht für alle gleich?

Innauer: Ein Sportler nimmt es deutlicher wahr, weil er die körperliche Leistungsfähigkeit durch absolute Hingabe und das Ausreizen der letzten Möglichkeit auf ein nahezu unnatürliches Niveau angehoben hat. Besonders schlimm muss es für Athleten sein, die gedopt haben, ihre Leistungsfähigkeit also über das Natürliche hinaus angehoben haben.

STANDARD: Sie mussten Ihre Karriere schon mit 22 Jahren wegen einer Verletzung beenden. Alt werden Sie sich damals ja nicht gefühlt haben.

Innauer: Das tatsächliche Alter spielt keine Rolle. Man kann sich schnell sehr alt fühlen, wenn der Körper nicht mehr leisten kann, was wenige Tage zuvor noch normal war. Es war für mich ein Schockerlebnis, wie schnell die körperliche Unversehrtheit und Leistungsfähigkeit zusammenbricht und verschwunden ist.

STANDARD: Da waren Sie also plötzlich ein alter Junger. Können Sie auch mit dem neuen Phänomen der jungen Alten etwas anfangen?

Innauer: Ach, das hat es doch früher auch gegeben. Ich bin mit meinem Vater, der leider nicht mehr lebt, an seinem 77. Geburtstag ins Holz gegangen, Bäume fällen, aufmachen, liefern. Ich war 30 Jahre jünger, war aber nach acht Stunden wahrscheinlich müder als er. Wenn man seine Disziplin findet, kann man lange gut mithalten.

STANDARD: Wie gehen Sie mit Ihrem eigenen Alterungsprozess um?

Innauer: Der hat eine körperliche, geistige und meinestwegen auch eine spirituelle Dimension. Die körperliche bedarf der Hingabe. Ehemalige Spitzensportler hätten das Gefühl dafür, den Körper so zu fordern, dass Alterungsprozesse verzögert oder für eine gewisse Zeit sogar gestoppt werden können. Man muss versuchen, das Menschsein als Prozess zu begreifen, der vom Kind zum Senior und letztlich auch zum Tod führt. Man darf nicht nur dem Olympiasieger-Niveau nachtrauern, sondern muss das Gegebene, den Tag, die Möglichkeiten genießen.

ANTON INNAUER (52), Vorarlberger, 1980 in Lake Placid Olympiasieger auf der Normalschanze, zwischen 1987 und März 2010 im österreichischen Skiverband als Trainer bzw. Sportdirektor tätig. Mehrere Buchveröffentlichungen, zuletzt „Am Puls des Erfolgs“ (Echtzeit Verlag). In Vorbereitung ist eine Neuauflage von „Der kritische Punkt. Mein Weg zum Erfolg“ von 1992. Foto: Reuters

Omas und Opas kleine Helferlein

Allein zu Hause und dennoch rund um die Uhr umsorgt: Assistenzsysteme sollen ältere Menschen bei der Bewältigung des Alltags daheim unterstützen. Sie sollen aber auch helfen, soziale Kosten zu senken.

Karin Tzschentke

Wien – Die meisten Menschen wollen im Alter so lange wie nur möglich in ihren eigenen vier Wänden leben. Um ihnen einen möglichst eigenständigen und sicheren Alltag zu ermöglichen, wird seit vielen Jahren an sogenannten Ambient Assisted Living-Lösungen (AAL, grob übersetzt: umgebungsgestütztes Leben) gearbeitet.

In der intelligenten, mitdenkenden Wohnung wird der Bewohner zum Beispiel beim Verlassen der Wohnung erinnert, alle Lichter zu löschen, die Fenster zu schließen und das fließende Wasser abzudrehen. Ein elektronisches Helferlein kontrolliert die Medikamenteneinnahme.

Sensoren erkennen Veränderungen von Aktivitätsmustern in der Wohnung. Werden beispielsweise von einem als Frühaufsteher bekannten Menschen zu Mittag immer noch keine Bewegungen registriert, wird Alarm geschlagen.

„Assistenzsysteme für wohlthuendes und sicheres Altern sind auch eine große Chance für unser Gesundheitssystem, Kosten einzusparen“, nennt Walter Hlauschek, Leiter des außeruniversitären Wiener Forschungsinstituts Ceit Raltec, einen weiteren Vorteil solcher Lösungen. Er und seine Kollegen haben in einer Demo-Wohnung im Otto-Koch-Seniorenzentrum in Schwwechat einen Prototyp ihres „eHome“ aufgebaut. Für das – noch nicht serienreife Raltec-System – rechnet Hlauschek mit Investitionskosten von rund 3000 Euro.

Auch Roboter sollen eines Tages ältere Menschen bei der Alltagsbewältigung in den eigenen vier Wänden unterstützen. Forscher loten derzeit die Möglichkeiten aus.

Foto: TU Eindhoven



„Stellt man diese Kosten in Relation zu den Kosten für Heimplätze, kann man sich ausrechnen, wie schnell sich das amortisiert.“ Während europäische und nationale Förderprogramme die AAL-Forschung vorantreiben, zeigen Privatunternehmen noch wenig Interesse an dem vielversprechenden Markt für intelligentes und barrierefreies Wohnen. In Österreich ist IT-Dienstleister Beko mit seiner Smarthome-Lösung Homebutler vorgeprescht. In einer betreuten Wohnanlage in Linz-Pichling ist Ambient Assisted Living bereits Realität. 250.000 Euro investierten die Stadt Linz und das Land Oberösterreich in die Erstaussattung von 25 Wohneinheiten, die im August bezogen wurden. Neben Sicherheitseinrichtungen unterstützt das Homebutler-System auch die Organisation von Betreuungsdiensten und zeichnet Ge-

sundheitsdaten wie Blutdruck, Blutzucker oder Gewicht auf. Es sei vielleicht ein notwendiger Weg, AAL zunächst in Einrichtungen einzuführen, in denen konzentrierter Bedarf herrscht, meint Raltec-Geschäftsführer Hlauschek. Denn eingehende Informationen und der breite Austausch von Erfahrungen seien eine wichtige Voraussetzung für die Akzeptanz von Assistenzsystemen durch die Nutzer.

Nicht minder wichtig sind einfache Bedienbarkeit und die Wahrung der Privatsphäre der Menschen. Denn, wie der Name schon sagt: Assistenzsysteme sollen Menschen helfen, den Alltag zu meistern, und nicht, sie zu überwachen.

TICKER

Amazon erkaufte sich starkes Wachstum

Seattle – Mit deutlicher Steigerung der Betriebskosten und 13 neuen Vertriebszentren, jetzt insgesamt 52, trieb Onlinehändler Amazon seine Expansion voran. Das Ergebnis im jüngsten Quartal: 16 Prozent mehr Gewinn (231 Mio. Dollar, 166 Mio. Euro), und ein Umsatzplus von 39 Prozent auf 7,6 Mrd. Dollar. Amazon erwartet ein starkes Weihnachtst Quartal. (red)

Hewlett-Packards Windows-Tafel

Palo Alto – Ein Prototyp wurde zu Jahresbeginn gezeigt, dann kaufte HP Palm und das Windows-Slate verschwand in der Schublade. Jetzt ist es doch noch ausgebacken, in den USA kommt das HP Slate 500, für Unternehmen gedacht, nächste Woche um rund 800 Dollar heraus. (red)



Google Android in dänischem Design

Kopenhagen – Ein dänisches Startup macht skandinavisches Design schmackhaft. Das Lumigon T1 hat Googles Android eine neues User Interface und ein Gehäuse aus Stahl, Alu und Glas verpasst. Bang & Olufsen liefert den guten Ton. (red) Fotos: Hersteller



LABOR

Rauchverbote wirken noch besser als gedacht

Atlanta – Erste Studien nach der Einführung von Rauchverboten zeigten bereits, dass solche Gesetze bei Erwachsenen die Infarktgefahr senken. Nun deutet eine große, im *New England Journal of Medicine* veröffentlichte schottische Studie darauf hin, dass seit dem Tabakbann immer weniger Kinder wegen Asthma-Anfällen in Kliniken eingeliefert werden. (APA)

Längeres Nachleben für geerntete Honigmelonen

Mexiko – Mexikanische Genetiker haben eine Honigmelone hergestellt, die bis zu 45 Tage haltbar ist. Die Frucht lasse sich nicht nur länger lagern, sondern sei auch aromatischer und habe festeres Fruchtfleisch als unveränderte Melonen, berichten Forscher des nationalen polytechnischen Instituts in Mexiko. (APA)

derStandard.at/Wissenschaft

Nicht allein im Weltall

Gibt es Leben auf einem anderen Planeten? Eine Frage, die die Menschheit schon lange bewegt. Die Nasa will's genau wissen.

Gudrun Springer

Frage: Wird nach einem der Erde ähnlichen Planeten gesucht?

Antwort: Ja. Die US-Raumfahrtbehörde Nasa sucht mit dem Mega-Teleskop „Kepler“ gezielt nach Planeten, die der Erde ähnlich sind. Konkret heißt das: Sie sollen nicht zu heiß, nicht zu kalt und auch keine Gasriesen sein.

Frage: Wie geht die Suche nach der Zwilling-Erde voran?

Antwort: Das Kepler-Teleskop soll noch rund zwei Jahre in unserer Milchstraße rund 100.000 unserer Sonne ähnliche Sterne

ausfindig machen und diese Sterne nach sie umkreisenden Planeten absuchen.

Frage: Was wurde dabei schon gefunden?

Antwort: Im August wurde eine Entdeckung gemacht, bei der es sich möglicherweise um einen erdähnlichen Planeten handelt. Leben gibt es darauf aber nicht.



präsentiert von DER STANDARD

Die nächste Ö1-Kinderuni am Sonntag um 17.10 Uhr widmet sich der Frage „Was ist, wenn ein Licht aufgeht? Vom Streben nach Erkenntnis“, Samstag im STANDARD. <http://oe1.orf.at> www.kinderuni.at

Längeres Leben dank Lachen, Laufen und Lieben

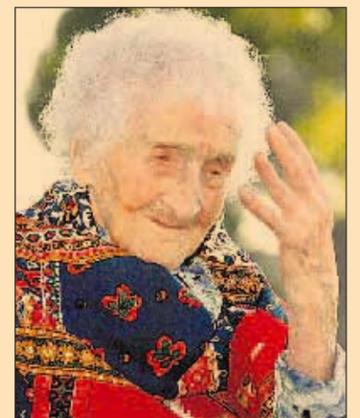
Beatrix Grubeck-Löbenstein über Medizin und Altern

Innsbruck/Wien – Als die Französin Jeanne Louise Calment am 4. August 1997 für immer ihre längst erblindeten Augen schloss, war sie genau 122 Jahre und 164 Tage alt – und damit der vermutlich älteste Mensch, der je auf unserem Planeten lebte. „Etwas über 120 Jahre dürfte wohl unsere maximale biologische Alterslimit sein“, vermutet die Immunologin Beatrix Grubeck-Löbenstein.

Die Leiterin des Instituts für biomedizinische Altersforschung der ÖAW in Innsbruck sieht aber womöglich auch bei der durchschnittlichen Lebensspanne – zumindest in manchen Ländern – einen Plafond erreicht. So sei durchaus denkbar, dass es etwa in den USA durch den Lebensstil und insbesondere die ungesunde Ernährungsweise der Jugendlichen künftig zu einem Sinken der Lebenserwartung komme. „Durch den Softdrinkkonsum und die enormen Zuckermengen ist davon auszugehen, dass Diabetes 2 sehr viel weiter verbreitet sein wird als jetzt.“

75 Prozent Umweltfaktoren

Sind es also vor allem die Umweltfaktoren, die darüber bestimmen, wie alt wir werden? „Die gängige Antwort darauf lautet, dass 75 Prozent von der Umwelt und Lebensweise abhängen und 25 Prozent von den Genen“, sagt Grubeck-Löbenstein. Dass auch die genetische Ausstattung eine nicht unbedeutende Rolle spielt, hätten unter anderem Studien über die Kinder von 100-Jährigen gezeigt, die – bei annähernd gleichen Umweltbedingungen – im Schnitt deutlich länger gelebt hätten als ihre jeweiligen Ehegatten.



Älter als sie wurde kein Mensch: Jeanne Louise Calment. F.: Reuters

Im Hinblick auf die 75 Prozent Umwelt, die wir selbst in der Hand haben, kann sich Grubeck-Löbenstein durchaus der 3-L-Formel anderer österreichischer Altersforscher anschließen. Die drei L stehen für Laufen, Lieben und Lachen – oder anders formuliert für Bewegung, ein erfüllendes Sozialleben und wenig Stress. „Außer mit Extremsport kann man da wenig falsch machen“, sagt die Alternexpertin, die berufsbedingt nicht immer ganz nach dem 3-L-Motto leben kann.

Ob in Zukunft Anti-Aging-Pillen unser Leben verlängern, will Grubeck-Löbenstein nicht ausschließen. Bei Modellorganismen wie Fliegen oder Mäusen hätten sich zwar schon Erfolge gezeigt. Die Frage ist aber, ob das je auf den Menschen übertragbar sein wird. „Zur Zeit ist jedenfalls noch von keinem einzigen der in Frage kommenden Mittel ein Effekt beim Menschen nachgewiesen.“ (tasch)

Freier Eintritt!

Der Wirtschaftsverlag
BUSINESS-TO-BUSINESS COMMUNICATIONS

www.ecomigra.com

FACHMESSE FÜR
WIRTSCHAFTLICHE
UND KULTURELLE
BEZIEHUNGEN

Hier knüpfen Sie vielversprechende Kontakte!

Sponsoren der Fachmärkte:

MESSE WIEN
18.-20. NOV. 2010
10:00 bis 20:00 Uhr
Halle C
Eingang Foyer D



Passender Wohnraum für Senioreningles Seite 28

Fast jeder von uns ist ein Migrant Seite 27

derStandard.at/Wirtschaft

„Planwirtschaftliches Denken“ der USA sorgt für Kritik

US-Finanzminister Timothy Geithner will den wichtigen Wirtschaftsmächten dieser Welt Vorgaben für den Abbau von Ungleichgewichten im Handel machen. Bei exportorientierten Ländern stößt das auf scharfe Kritik.

Gyeongju – Viele Freunde hat sich US-Finanzminister Timothy Geithner in Südkorea nicht gemacht. Sein Vorschlag, eine Vierprozentgrenze für Leistungsbilanzüberschüsse bzw. -defizite verbindlich festzulegen, stieß am Freitag bei einem Treffen der Finanzminister und Notenbankchefs der 20 führenden Schwellen- und Industrieländer (G-20) im südkoreanischen Gyeongju auf Kritik. Die Konferenz dient zur Vorbereitung des G-20-Gipfels am 11. und 12. November in Seoul.

In einem Brief an seine Kollegen schlug Geithner als Formel vor: Länder mit anhaltend hohen Überschüssen, wie etwa die exportstarken Deutschland und China, sollten mit ihrer Struktur-, Finanz- und Wechselkurspolitik mehr für die Stärkung der Binnennachfrage tun. Länder mit hohen Defiziten, wie die USA, sollten mehr für das inländische Sparen tun und auf einen stärkeren Export hinarbeiten. Geithner hat wiederholt vor G-20-Treffen mit Briefen Druck gemacht.

„Vorgaben unrealistisch“

Widerstand kam aus einigen Schwellenländern, Japan, aber vor allem auch aus Deutschland. Wirtschaftsminister Rainer Brüderle (FDP), der den erkrankten Finanzminister Wolfgang Schäuble (CDU) vertrat, sprach sich schon im Vorfeld gegen quantitative Vorgaben für den Abbau von Überschüssen und Defiziten im Handel aus. „Wir brauchen eine Stärkung der marktwirtschaftlichen Prozesse.“ Im gleichen Atemzug warnte Brüderle „vor einem Rückfall in planwirtschaftliches Denken“.

Deutschland argumentiert, sein Handelsüberschuss sei nicht das Ergebnis der Währungspolitik, sondern der hohen Wettbewerbs-

fähigkeit seiner Wirtschaft. Zudem ziehe die Binnennachfrage immer mehr an, was das Wachstum in Deutschland ohnehin schon ausgewogener mache.

Japans Finanzminister Yoshihiko Noda sagte gleichfalls: „Vorgaben in Zahlen sind unrealistisch.“ Russland äußerte den Verdacht, die USA wollten lediglich ihre strukturellen Probleme an die Schwellenländer weiterreichen.

Zustimmung ernteten die USA von Kanada und anderen Industrieländern. China, dessen Währung als drastisch unterbewertet gilt, soll nach Angaben aus kanadischen Delegationskreisen immerhin signalisiert haben, auf dem Weg zu mehr Wechselkursflexibilität voranzuschreiten. Das ginge in die Richtung von Geithners Forderung, Schwellenländer mit stark unterbewerteten Währungen sollten eine Verteuerung zulassen. Nach der Vorstellung der USA sollten die G-20-Länder enger kooperieren, um überzogene Wechselkursbewegungen zu verhindern. Der IWF soll diesen Prozess überwachen. (Reuters, go)

Ungleichgewichte im Welthandel

Leistungsbilanz Saldo, in % des BIP		Prognose 2010
-3,2	USA	USA
0,2	Eurozone	Eurozone
6,1	Deutschland	
-1,8	Frankreich	
-2,9	Italien	
-5,2	Spanien	
5,7	Niederlande	
-10,8	Griechenland	
2,3	Österreich	
16,6	Norwegen	
9,6	Schweiz	
4,7	Russland	
3,1	Japan	Asien
2,6	Korea	
10,0	Taiwan	
20,5	Singapur	
4,7	China	
-3,1	Indien	
-2,6	Brasilien	Lateinamerika
6,7	Saudi Arabien	Mittlerer Osten

Quelle: International Monetary Fund
DER STANDARD

„Wenn mich eine Idee berührt,
werden aus Problemen Lösungen.“



WISSEN

90 Prozent der Weltwirtschaft

Die Gruppe der 20 (G-20) ist ein Forum der stärksten Industrienationen und aufstrebenden Volkswirtschaften. Sie repräsentiert zwei Drittel der Weltbevölkerung, 90 Prozent der Weltwirtschaftskraft und vier Fünftel des weltweiten Handels. Seit einem Gipfeltreffen Ende 2008 arbeiten die Mitglieder an einem Fahrplan für eine neue Weltfinanzordnung.

Die Gruppe wurde 1999 als Reaktion auf die Finanzkrisen in Asien, Brasilien und Russland gebildet. Zur G-20 gehören Argentinien, Australien, Brasilien, Kanada, China, Frankreich, Deutschland, Indien, Indonesien, Italien, Japan, Mexiko, Russland, Saudi-Arabien, Südafrika, Südkorea, die Türkei, Großbritannien, die USA und die Europäische Union. (red)

Unsere Mitarbeiter glauben an Ideen. Der Anspruch, bei der Umsetzung dieser Ideen das Maximum herauszuholen, hat uns zum Weltmarktführer für Weichen und zum europäischen Marktführer für Schienen gemacht. Denn es sind unsere Mitarbeiter und ihre Ideen, die den Unterschied machen und dafür sorgen, dass wir auch in Zukunft einen Schritt voraus sind.

www.voestalpine.com

voestalpine

EINEN SCHRITT VORAUSS.

Ein bisschen Migration betreibt fast jeder

Bei Migration denken die meisten an große Wanderungsströme zwischen Ländern oder gar Kontinenten. Tatsächlich aber findet Migration auch auf lokaler Ebene statt – mit starken Auswirkungen.

Conrad Seidl

Wien – Fragt man die Wiener, ob sie sich selbst als „alteingesessene Wiener“ bezeichnen würden, so bekommt man nur von jedem zweiten Befragten eine positive Antwort: 19 Prozent sagen, ihre Vorfahren kämen von anderswo her, 30 Prozent sagen von sich selbst, dass sie nicht von da sind.

Wobei viele nicht ein fernes Ausland bemühen müssen. Nimmt man zum Beispiel Wiens noblen 18. Bezirk her, dann zeigt die aktuelle Wanderungsstatistik, dass im vergangenen Jahr (neben 83 Personen aus dem Nachbarbezirk Alsergrund) 28 Grazer zugewandert sind. Die nächstgrößere



Herkunftsgemeinde ist Salzburg mit 17 neuen Bewohnern für Währing, 14 kommen aus Klagenfurt, 13 aus Linz, sieben aus Melk – und so weiter bis hin zu (unter anderem) drei aus Sieghartskirchen, zwei aus Pfaffing und je einer Person aus mehreren Dutzend anderer österreichischer Gemeinden.

Gleichzeitig gab es auch starke Abwanderungen – ins benachbarte Döbling (102 Personen), nach Floridsdorf (100) und Favoriten (78), aber auch in die Umlandgemeinden Gablitz und Klosterneuburg (je 14), Purkersdorf (11), Gerasdorf (9), Bisamberg (8) – aber auch in Einzelfällen nach Sachsen, Voitsberg oder Maria-Anzbach.

Der Wanderungsstatistik entgeht nichts: „Enthalten sind auch nichtfreiwillige Wanderungen – also wenn jemand ins Gefängnis muss“, sagt Migrationsexperte Alexander Wisbauer von der Statistik Austria.

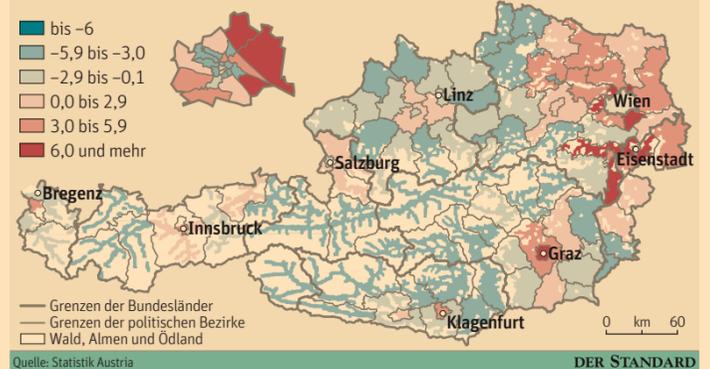
Tatsächlich gibt es nur ganz wenige Österreicher, die ihr Leben lang denselben Wohnsitz behalten – etwa Bauern auf ihren Höfen oder Kinder, die jung sterben. Wer nicht schon mit den Eltern einmal umsiedelt, tut das im Erwachsenenalter – mit Häufungen zum Studienbeginn, zur Familiengründung und bei entsprechenden Einkommen in die Umlandgemeinden der Städte.

Frauen übersiedeln öfter

Im Schnitt wechselt jeder Österreicher 6,38-mal im Leben seinen Wohnsitz, jede Österreicherin sogar 6,59-mal – was sich durch die höhere Lebenserwartung erklären lässt: Alte Frauen landen eher im Altersheim als alte Männer. Wobei 3,5 dieser Wohnungswechsel innerhalb einer Gemeinde oder eines Stadtbezirks passieren.

Binnenwanderung 2009 nach politischen Bezirken

Zuzüge minus Wegzüge innerhalb Österreichs je 1.000 der Bevölkerung



Quelle: Statistik Austria

DER STANDARD

Nur der Rest zählt wirklich als Binnenwanderung, aber das sind auch noch drei Wanderungsbewegungen im österreichischen Durchschnittsleben.

Wie der Einzelne wandert, so verändert sich die Gesellschaft im Ganzen – das wird aus der Karte auf diese Seite klar: Sie zeigt blau die inneralpinen Täler, Wiener Innenbezirke und die Grenzregionen,

von wo die Menschen abwandern, und rot die Zuwanderungsbezirke.

Im Internet kann man diese Karte für jede einzelne Gemeinde Österreichs abrufen – ein eindrucksvolles Beispiel für die Stadt Salzburg ist auf der Grafik auf den Seiten 30 und 31 zu sehen.

<http://derstandard.at/1287099806010/dynamische-grafik>

KURZ GEMELDET

Ursprungskennzeichnung für Importprodukte

Straßburg – Importierte Waren von außerhalb der EU sollen in Zukunft eindeutig mit ihrem Ursprungsland gekennzeichnet sein. Damit soll den Verbrauchern eine fundiertere Auswahl zwischen Produkten erleichtert werden. Auf eine entsprechende Verordnung haben sich die EU-Parlamentarier am Donnerstag in Straßburg in erster Lesung geeinigt. Bisher gibt es nur für bestimmte landwirtschaftliche Produkte eine verpflichtende Kennzeichnung des Ursprungslandes. (APA)

Heimischer Weinhandel plant Preiserhöhung

Wien – Der österreichische Weinhandel plant nach einer geringeren Weinernte und deutlichen Preissteigerungen bei Trauben die Mehrkosten „zum Teil“ an die Konsumenten weiterzugeben. 2010 werde es die geringste Weinernte seit 25 Jahren geben, so Gerhard Wohlmuth, vom Wein- und Spirituosenhandel in der Wirtschaftskammer. Hauptgründe für die Ernteeinbußen seien der geringe Ansatz der Trauben und die verregnete Blüte.

VW vervielfacht Gewinn und dämpft Erwartungen

Wolfsburg – Europas größter Autobauer Volkswagen hat in den ersten neun Monaten des Jahres seinen Gewinn vervielfacht, aber die Erwartungen für den weiteren Jahresverlauf gedämpft. Bis Ende September fuhr der Autokonzern ein Ergebnis nach Steuern von gut vier Milliarden Euro ein. Im Vorjahreszeitraum hatte der Gewinn krisenbedingt nur bei 655 Mio. Euro gelegen. (APA)

GANZ KURZ

+++ **KTM** Der börsennotierte Motorradhersteller KTM Power Sports hat sein operatives Ergebnis zum vierten Quartal um 87,5 Mio. Euro verbessert. Das Ebit liege somit bei 22,4 Mio. Euro. +++ **Mercedes** China wird in vier bis fünf Jahren der weltweit größte Markt für Mercedes sein, sagt Daimler-Chef Dieter Zetsche. Bis 2015 soll der Absatz in China auf 300.000 steigen. +++ **Mehr Umsatz** Der weltgrößte Lebensmittelkonzern Nestlé steigerte in den ersten neun Monaten den Umsatz auf 57,1 Mrd. Euro.

BAWAG P.S.K. bietet künftig österreichweit volles Bankservice

Die BAWAG P.S.K. startet mit mehr als 520 neuen Filialen durch und leistet einen wesentlichen Beitrag zur Sicherung der regionalen Infrastruktur.

Die BAWAG P.S.K. und die Österreichische Post AG intensivieren ihre langjährige Kooperation und starten mit einem neuen Filialkonzept in ganz Österreich durch. Das Besondere: Bank und Post teilen sich eine Filiale. Wer zur Bank geht, geht also auch „auf die Post“ – und umgekehrt. BAWAG P.S.K. Generaldirektor Byron Haynes erklärt, was die Kunden in Zukunft erwartet.

Die BAWAG P.S.K. will in den kommenden zwei Jahren an mehr als 520 Standorten Filialen eines neuen Typs einrichten. Was steckt hinter Ihrer Initiative?

Byron Haynes: Wir bekommen durch die Intensivierung unserer Kooperation mit unserem Partner Post eine einmalige Chance und nutzen sie! Als größte Kundenbank Österreichs ist es uns wichtig, mit unseren Kunden in persönlichem Kontakt zu sein. Mit rund 520 Filialen in ganz Österreich, eröffnen wir unseren Kunden vor allem im ländlichen Bereich den Zugang zu sämtlichen Bankdienstleistungen. Die Neuausrichtung unserer Vertriebsstruktur ist eine logische Fortsetzung unserer Offensive „Unternehmen Österreich“. Wir unterstreichen das auch durch EIN neues Markenbild: BAWAG P.S.K. – umgesetzt mit rotem Segel und Schriftzug.

Welchen Vorteil haben die Kunden, wenn sie in Zukunft zur BAWAG P.S.K. gehen – anstatt wie bisher zur BAWAG oder zur PSK BANK?

Byron Haynes: Wir vereinen das Beste aus den Marken BAWAG und PSK BANK. Die Kunden nutzen das volle Service- und Produktangebot der BAWAG P.S.K. – und zwar in ganz Österreich. Selbst wo bisher nur Ein- und Auszahlungen möglich waren, werden unsere Kunden zukünftig rund um Finanzierungen, Veranlagungen und Vorsorge individuell beraten. Auch Selbstbedie-

„Als größte Kundenbank Österreichs ist es uns wichtig, mit unseren Kunden in persönlichem Kontakt zu sein“, Byron Haynes, Generaldirektor der BAWAG P.S.K.

Foto: Nikolaus Formanek



nungsgeräte wie Bankomat, Überweisungsscanner und Kontoauszugsdrucker werden unseren Kunden zur Verfügung stehen.

Welcher Part kommt der Post in diesem Konzept zu? Wie bringt sich die Post in Ihre Filial-Initiative ein?

Byron Haynes: Ohne Beteiligung unseres Partners Post wäre dieses ehrgeizige Projekt nicht umzusetzen. Jede BAWAG P.S.K.-Filiale wird gleichzeitig auch eine Postfiliale – auch an jenen Standorten, die ursprünglich geschlossen werden sollten. Wir teilen uns die Räumlichkeiten aber innerhalb der Filiale treten BAWAG P.S.K. und Post in getrennten Zonen in Erscheinung. Damit sind zwei heimische Traditionsunternehmen unter einem Dach vertreten – zum Vorteil der Kunden und aller, die es werden wollen.

Welche Leistungen werden im Detail geboten?

Byron Haynes: Im Kassen- und Schalterbereich werden sämtliche Transaktionen für Bank- und Postdienstleistungen abgewickelt. Die Beratung und Betreuung von Bank-

kunden finden in einer diskreten „Bankzone“ statt. Darüber hinaus werden Selbstbedienungszonen das Service-Angebot abrunden. Die Post bietet sämtliche Postdienstleistungen vom Brief bis zum Paket an. Auch Telekom-Angebote und Papier-Handelswaren sind im Sortiment.

Was ändert sich für die Kunden der BAWAG und der PSK BANK? Auf welche Änderungen müssen sie sich einstellen?

Byron Haynes: Für unsere Kunden ändert sich nichts zum Nachteil. Sie genießen österreichweit alle Bankservices und verbesserte Beratung. Kontonummern und Bankleitzahl bleiben aufrecht und ihre Sparbücher, Kreditverträge etc. werden unverändert weitergeführt

Die Postfilialen haben schon jetzt längere Öffnungszeiten als Banken – wird sich daran etwas ändern?

Byron Haynes: Einer der wichtigsten Punkte sind die Öffnungszeiten. Die komfortablen Kassazeiten der Post können wir unseren Bankkunden zukünftig für die Abwick-

lung ihrer Geldgeschäfte bieten. Damit kommen wir vor allem unseren berufstätigen Kunden entgegen.

Wie sehen die nächsten Schritte aus? Wann startet die Umsetzung des neuen Filialkonzeptes und wann wird sie abgeschlossen sein?

Byron Haynes: Wir haben uns einen engen Zeitplan gesetzt und arbeiten mit Hochdruck an der Realisierung. Es ist geplant, noch heuer rund 6 Filialen einzurichten. Bis 2012 sollen dann mehr als 520 neue BAWAG P.S.K.-Filialen unseren Kunden offen stehen.

Mit diesem Schritt werden Sie die österreichische Bankenlandschaft verändern.

Byron Haynes: Ja, wir sorgen für Bewegung und zeigen, dass es gerade in wirtschaftlichen Umbruchzeiten notwendig ist, auf die Bedürfnisse der Kunden einzugehen. Dass wir darüber hinaus einen wesentlichen Beitrag zur Sicherung der regionalen Infrastruktur mit Bank- und Postdienstleistungen leisten, ist ein klares Bekenntnis der Bank zum Standort Österreich.

BEZAHLTE ANZEIGE

„Mit anderen alt werden ist wichtiger als Barrierefreiheit“

Bauträger stellen sich auf Seniorensingles und ihre neuen Bedürfnisse ein. Etwa 50 Quadratmeter groß sollen die Wohnungen sein, leistbar und gut adaptiert an soziale und physische Bedürfnisse.

Karin Krichmayr

Als die Rennbahnwegsiedlung im 22. Wiener Gemeindebezirk 1977 fertiggestellt wurde, zogen 10.000 Bewohner ein. Über die Jahrzehnte ist der Mega-Gemeindebau von einem neuen Stadtareal zu einem Sinnbild für urbane Tristesse und soziale Konflikte geworden. Und dabei auch gealtert: Nur mehr 7000 Menschen leben in den 2400 Wohnungen auf 59 Stiegen, die Bewohner kommen ins Seniorenalter, in vielen der Wohnungen leben Singles oder Familien mit wenigen oder gar keinen Kindern.

Die Überalterung in den großen Gemeindebausiedlungen, die in den 1960er- und 1970er-Jahren errichtet wurden, stellt in Zukunft die größte Herausforderung für den Wohnbau dar, ist Johannes Lutter, Stadtentwicklungsexperte vom Europaforum Wien, überzeugt. „In an sich schon sozial schwierigen Großsiedlungen gibt es wenig Begegnungsmöglichkeiten. Und das Hauptproblem älterer Menschen ist die Reduzierung

der sozialen Kontakte“, sagt Lutter. „Das fällt aber oft erst auf, wenn ein alter Mensch nach Wochen tot in der Wohnung gefunden wird, ohne dass es aufgefallen wäre.“

Neben der Konzeption neuer Wohngebiete gehe es deshalb darum, bestehende Bauten zu sanieren und Modelle für die Betreuung älterer Menschen zu entwickeln, die in den sozialen Wohnbau integriert werden können, sagt Lutter, der als Projektkoordinator der Wiener Wohnbauforschung in enger Zusammen-

arbeit mit der Gemeinde Wien und Bauträgern die Bedürfnisse analysiert und Leitlinien für das Wohnen der Zukunft erstellt.

Bauen gegen Wohnungsnot

Was die Neubauten betrifft, stellen sich die Bauträger längst auf den demografischen Wandel und veränderte Familienkonstellationen ein: Sie planen verstärkt für rüstige Seniorensingles, dauerhaft Kinderlose und bessere Integration von Zuwanderern – insbesondere in den urbanen Bal-

lungsräumen, die weiter wachsen werden. „Ein immer größerer Prozentsatz jener Häuslbauer, die sich den Traum vom Leben im Grünen wahrgemacht haben, will im Alter zurück in die Stadt“, sagt Karl Wurm, Vorstand des Verbands gemeinnütziger Bauunternehmen (GVB).

Die Bauträger gehen österreichweit von einem jährlichen Bedarf von 48.000 neuen Wohneinheiten aus – „wenn es weniger sind, wird es auf jeden Fall zu Wohnungsknappheit kommen, um nicht von Wohnungsnot zu sprechen“, warnt Wurm. Dementgegen sei in den Jahren 2008 bis 2010 die Zahl der Neubauten auf etwa 30.000 zurückgegangen. Vor allem die Errichtung frei finanziierter Wohnungen sei krisenbedingt um rund 30 Prozent eingebrochen. Wurm befürchtet, dass sich die hohen Schulden von Gemeinden und Kürzungen bei den Wohnbauhilfen in Zukunft besonders auf Einkommensschwache auswirken könnte. „Wir brauchen leistbare Mietwohnungen“, sagt Wurm. „Das sehe ich als die größte Herausforderung der Zukunft.“

Das Problem steigender Mietkosten: „Wir haben wahnsinnig hohe Qualitätsstandards bei neuen Wohnungen.“ Damit die soziale Durchmischung erhalten bleibt, schlägt Wurm vor, günstigere Wohnungen in älteren Gebäuden für einkommensschwache Junge und Alleinerzieher zu reservieren, sobald sie frei werden.



Soziale Vereinsamung in anonymen Großsiedlungen: ein Problem, das auch dem Wohnbau Sorgen macht. Foto: Robert Newald

Um die 50 Quadratmeter, zwei bis drei Zimmer, das wird laut Wurm in den kommenden Jahren am gefragtesten sein. „Auch die Generation 60+ kennt inzwischen Lebensabschnittspartner, und für die muss es auch Platz geben in der Wohnung“, meint Wurm. Natürlich müssten diese Wohnungen „halbwegs behindertengerecht“ und barrierefrei gestaltet sein, wichtiger sei aber „die Gewissheit, mit anderen alt werden zu können, auch in Form von Wohngemeinschaften, und nötigenfalls rasche Betreuung von Sozialdiensten zu bekommen“.

Weiterhin gilt es, die konflikt-

trächtigen Kombinationen Alt und Jung, Reich und Arm, Urösterreicher und Zuwanderer unter ein gemeinsames Dach zu bringen. Gerade das generationenübergreifende Wohnen ist heikel: Es müssten getrennte Freiräume für Kinder und Ruheräume für Alte eingeplant werden, aber auch flexibel verwendbar Begegnungsräume für alle. „Es braucht gezielte Moderation, damit sich eine vernünftige Hausgemeinschaft bildet, in der etwa die Senioren auf die Kinder von Jüngeren aufpassen“, sagt der Gemeinnützig-Chef. Die Kreativität der Bau-träger ist allenfalls gefordert.



MARGIT SCHRATZENSTALLER

Steuerpläne unausgegoren

In den aktuellen Auseinandersetzungen über Ausmaß und Struktur der Konsolidierungsmaßnahmen ist der Anfang der Woche von der Europäischen Kommission präsentierte Zwischenbericht zur künftigen Struktur des EU-Budgets ein wenig untergegangen. Dabei sind die Überlegungen der Kommission auch relevant für nationale Konsolidierungsbemühungen: Nämlich dann, wenn die Mitgliedsländer der Empfehlung folgen, EU-Steuern als wichtige Finanzierungsquelle für das EU-Budget einzuführen.

So könnten die nationalen Beiträge reduziert und die nationalen Budgets entlastet werden. Nach bewältigter Budgetkonsolidierung könnte der gewonnene Spielraum zur Senkung nationaler Steuern mit besonders unerwünschten „Nebenwirkungen“ – vor allem die in vielen EU-Ländern sehr hohen arbeitsbezogenen Abgaben – verwendet werden.

Die skeptische Reaktion einer Reihe von EU-Ländern ist nur begrenzt nachvollziehbar. Zwar würde eine eigene EU-Steuerhoheit die nationale Steuersouveränität einschränken. Doch hätte sie – neben den genannten budgetären Aspekten – weitere Vorteile. Die Reduktion der nationalen Finanzierungsbeiträge würde die Nettozahlerdebatte entschärfen. Die EU könnte Steuern mit positiven Lenkungswirkungen einführen, die auf der nationalen Ebene nicht effektiv durchgesetzt werden können, da sie bei einseitiger Einführung gravierende Wettbewerbsnachteile und die Gefahr von Steuerflucht bergen würden: etwa eine Finanztransaktionssteuer oder eine Kerosinsteuer.

EU-Steuern könnten auch einen Teil der bisherigen komplexen Eigenmittelquellen ersetzen und so das derzeitige Finanzierungssystem der EU vereinfachen. Überraschender als die zurückhaltende Reaktion vieler Mitgliedsländer ist die Einschätzung der Kommission, welche Steuern sich als EU-Steuern eignen – oder

nicht eignen. So präferiert sie eine Finanzaktivitätssteuer in Höhe von fünf Prozent auf Gewinne und Gehälter der Finanzinstitutionen gegenüber einer Finanztransaktionssteuer. Die Begründung, Letztere sei auf EU-Ebene wegen der drohenden Abwanderung der potenziellen Steuerbasis nicht durchsetzbar, überzeugt nicht. Denn bei einem niedrigen Steuersatz von etwa 0,01 Prozent dürfte diese Gefahr gering sein: geringer vermutlich als jene, dass Europas Finanzunternehmen der Finanzaktivitätssteuer ausweichen, indem sie ihre Gewinne in nicht besteuerte Drittländer verlagern.

Darüber hinaus kann die Finanztransaktionssteuer mit einem sehr geringen Steuersatz ein weit höheres Aufkommen erzielen: mit bis zu hundert Milliarden Euro das Vierfache der Finanzaktivitätssteuer. Und sie kann einen weit gezielteren Beitrag zur Eindämmung sehr kurzfristiger und hochspekulativer Finanztransaktionen mit potenziell destabilisierenden Effekten leisten.

Auch die Fokussierung auf eine Flugsteuer, die nach der Emissionsintensität eines Flugzeugs differenziert würde, erstaunt. Denn es wäre zu prüfen, ob eine solche Steuer die Emissionen aus dem Flugverkehr tatsächlich zielgenauer eindämmen kann als die bisher diskutierte Kerosinsteuer. Es wäre schön, wenn bis zur Vorlage konkreter EU-Steuvorschläge alle möglichen Besteuerungsoptionen für Flugverkehr und Finanzsektor gründlicher und offener geprüft werden, als sich dies in den bisherigen Verlautbarungen der Kommission ankündigt.

MARGIT SCHRATZENSTALLER ist stellvertretende Leiterin des Wirtschaftsforschungsinstitutes (Wifo). Foto: Cremer



WAS MACHT MICH UNVERWECHSELBAR? UNI-SUCCESS 2011

„DIE LEIDENSCHAFT ZUM PHILOSOPHIEREN, DIE BEREITSCHAFT ZUM EIGENSTÄNDIGEN DENKEN, DIE FÄHIGKEIT ZUR ANALYSE UND ZUM DIALOG, SOWIE DAS ANLIEGEN, FRAGEN DER GEGENWART AUS DER GANZHEITLICHEN PERSPEKTIVE MEINES FACHES ERNST ZU NEHMEN, UM DIE GROSSEN ZUSAMMENHÄNGE ZU SEHEN.“

FLORIAN S. – PHILOSOPH

WENN AUCH IHR UNTERNEHMEN SPANNENDE PHILOSOPH/INNEN WIE FLORIAN S. ODER ANDERE KENNENLERNEN WILL, DANN KOMMEN SIE ALS AUSSTELLER AUF DIE UNI-SUCCESS – DIE KARRIEREMESSE AN ÖSTERREICHS GRÖSSTER UNIVERSITÄT.

DATUM: 16. JUNI 2011
UHRZEIT: 9.30 – 16.30 UHR
ORT: UNIVERSITÄT WIEN

NÄHERE INFOS UNTER
WWW.UNI-SUCCESS.AT

UNI-PORT

universität
wien

DER STANDARD



DANIELA E.



FLORIAN S.



DANIELA S.



ULRICH B.



KORNELIA A.



WALTER G.

Industrie fürchtet um Zugang zu Seltenen Erden

Wegen Bezugsengpässen bei wichtigen Sondermetallen erwägen die EU, Japan und die USA jetzt eine Klage vor der Welthandelsorganisation. Im Fokus der Kritik steht China, das seine Ausfuhren kräftig eingeschränkt hat.

Peking/Berlin – Die EU, Japan und die USA erwägen eine mögliche Klage bei der Welthandelsorganisation (WTO) gegen die Drosselung der chinesischen Ausfuhren von sogenannten Seltenen Erden. China hat die Ausfuhr dieser Hochtechnologiemetalle nach Japan praktisch eingestellt. Auch europäische und US-amerikanische Unternehmen sind betroffen. Japan und die USA haben die Möglichkeit einer solchen Klage bereits „inoffiziell“ diskutiert, berichtete die japanische Zeitung *Nikkei Business Daily* am Freitag.

Nach den WTO-Regeln für einen freien Welthandel sind Exportquoten verboten. Ausnahmen sind in engen Grenzen und nur dann möglich, wenn heimische Unternehmen auch davon betroffen sind.

China hat wiederholt beteuert, dass seine seit Juli verhängten Ausfuhrbeschränkungen nicht im Widerspruch zu WTO-Regeln stehen. Begründet werden sie vor allem mit Umweltschutz und einer Konsolidierung seiner Rohstoffindustrie. Die Exporte dieser Spezi-

alrohstoffe nach Japan setzten aber im September aus, als der Streit zwischen Peking und Tokio über die Kollision eines chinesischen Fischerboots mit einem Schiff der japanischen Küstenwache in einem umstrittenen Seegebiet ausgebrochen war.

Am Freitag hat auch die deutsche Industrie wegen Versorgungsengpässen bei wichtigen Rohstoffen Alarm geschlagen. Das Problem bestehe kurz- und langfristig, sagte der Hauptgeschäftsführer des Bundesverbands der Deutschen Industrie (BDI), Werner Schnappauf.

Bei Seltenen Erden hat China einen Anteil an der weltweiten Förderung von aktuell 97 Prozent. Die Volksrepublik habe den Export dieser Metalle aus ganz eigennützigen Gründen massiv beschränkt, kritisierte Schnappauf.

G-20 sollten befasst werden

Das Thema Rohstoffe müsse daher auf die Agenda der G-20-Gruppe der großen Schwellen- und Industrieländer, sagt der BDI.

Am stärksten treffen die sinkenden Exportquoten Chinas Industriebetriebe in Japan und Südkorea, die 2009 ein Fünftel der weltweit geförderten Seltenen Erden verbraucht haben. Die Technologiemetalle werden u. a. für Computer, Akkus, Halbleiter und Handys benötigt. In den USA sind vor allem Katalysatorproduzenten betroffen, gefolgt von Metallfirmen und Keramikerstellern. In Europa ist es die Autoindustrie, die die Engpässe zu spüren bekommt. (Reuters)



Bild der Opulenz: Der Körper schmückt den Schmuck.

Foto: Elfie Semotan

Sorglos und flexibel den Arbeitsmarkt erobern

„Arbeiten, bis wir 70 sind, und keine staatliche Pension mehr“: Jugendliche erzählen, was sie von der Zukunft erwarten

Bettina Reicher

Wien – „Eigentlich mache ich mir keine Gedanken über die Zukunft“, sagt **Selina Thaler (16)**. Für sie gebe es keinen Grund, sich mit Themen wie Pensionsvorsorge auseinanderzusetzen. Immerhin habe sie ja selbst noch kein Einkommen, sagt die 16-Jährige.



Selina Thaler (16) schaut sorglos in die Zukunft und will flexibel sein.

Foto: Cremer

„Wenn ich mal genug verdiene und mir davon etwas auf die Seite legen kann, werde ich es aber auch tun“, ist sich Selina sicher.

Sehr wohl denke sie darüber nach, wie man das Pensionssystem reformieren könnte. „Es heißt ja oft, dass wir mal viel länger arbeiten werden müssen als etwa unsere Eltern, weil unsere Pensionen nicht mehr gezahlt werden können. Da denke ich mir, es stimmt doch etwas nicht, wenn heute Lehrer mit Mitte 50 in Pension gehen.“

Wenn es in ihrem Umfeld um das Thema Studium gehe, sei die Tendenz klar: „Schüler wollen oft etwas studieren, um damit viel Geld zu verdienen. Ich finde, es sollte eher darum gehen, dass man etwas studiert, was den eigenen Interessen entspricht. Ich möchte keinen Job, in dem ich nur die Jahre zähle, bis ich in Pension gehen kann“, stellt Selina fest. Sorgen um einen Arbeitsplatz macht sie sich nicht. „Ich könnte mich mit allen Jobs, die mich interessieren, selbstständig machen. Außerdem sind wir eine Generation, die oft den Job wechseln wird müssen, was mir nichts ausmacht.“

Wien – „Natürlich mache ich mir Gedanken. Denn jetzt wo ich in der 7. Klasse bin, muss man langsam planen, was man studieren will und was man verdienen will – Geld ist ja auch wichtig“, berichtet **Jakob Becvar (16)** über seine Zukunftspläne. Am liebsten würde er als Pilot oder Fluglotse arbeiten, „aber das kann natürlich mal ganz anders aussehen“, zeigt sich der 16-Jährige flexibel. Er könne sich auch gut vorstellen, in die Privatwirtschaft zu gehen.



Jakob Becvar (16) meint, auch mit 70 noch arbeiten zu müssen.

Foto: privat

Sorgen um den Arbeitsplatz mache er sich nicht, gibt aber zu bedenken, dass man sich auf kleine Sparten spezialisieren sollte. „Dann findet man sicher rasch einen Job.“ Außerdem solle man sich bei der Jobsuche nicht auf Österreich beschränken. „Schließlich leben wir in der EU. Ich hätte kein Problem damit, in ein anderes Land arbeiten zu gehen.“

Jakob ist überzeugt davon, kaum bis gar keine staatliche Pension mehr zu bekommen. „Wir werden arbeiten müssen, bis wir 70 sind und alles aus unserer eigenen Tasche zahlen müssen. Meine Eltern haben eine private Pensionsvorsorge für mich, die werde ich selbst zahlen, sobald ich einen Job habe.“ Jakob fände eine private, verpflichtende Pensionsvorsorge sinnvoll. „Dadurch könnte man den Staat entlasten, denn das sind ja extreme Ausgaben.“

Wien – „Ich mache mir große Gedanken über meine Zukunft“, gesteht **Patrick Ricker (20)**. Erst letztes Wochenende habe er eine private Pensionsvorsorge abgeschlossen, erzählt der Schüler des Aufbaulehrgangs für Medieninformatik in der Schule Sta. Christiana. „Ich bin nicht verschwenderisch mit meinem Geld, sondern denke daran, wie ich mir mal ein Haus finanzieren werde“, erzählt Patrick.



Patrick Ricker (20) sorgt vor und spart schon jetzt für seine Pension.

Foto: privat

Darüber, wie sich der Arbeitsmarkt entwickelt, mache er sich keine Gedanken. „Die Jobaussichten beeinflussen auf gar keinen Fall meine Berufswahl“, sagt der 20-Jährige bestimmt. „Ich studiere das, was ich mag, und werde den Job machen, der mir gefällt.“ Natürlich habe er im Hinterkopf, dass es auch nicht schlecht wäre, wenn er dabei noch gut verdienen würde. Dennoch ist das für Patrick zweitrangig. An erster Stelle steht für ihn der Spaß und das Interesse an der Tätigkeit.

Ob er überhaupt noch eine Pension bekommen werde, sei eine Frage, die er sich häufig stelle. „Wenn, dann wird es nur ein sehr kleiner Betrag sein, von dem man nicht leben kann.“ Das Pensionssystem werde jedenfalls nicht mehr lang funktionieren. „Denn es werden mal viel mehr Leute eine Pension brauchen, als es junge Menschen geben wird, die dafür zahlen.“

Wien – „Ich mache mir auf jeden Fall Gedanken über die Zukunft – zumindest was die Ausbildung angeht“, erzählt **Antonia Reiss (16)**. „Aber ich bin noch hin und her gerissen, was ich mal studieren will und welchen Job ich ergreifen möchte.“ Einerseits wolle sie in eine Richtung, die ihr Spaß macht, „andererseits sind das keine gewinn-



Antonia Reiss (16) will sich am besten nur auf sich selbst verlassen.

Foto: Cremer

bringenden Sachen“, wägt Antonia ab. „Ich sag aber sicher nicht, ich studiere Wirtschaft oder Jus, weil das viel Geld bringt“, steht für die Schülerin fest. Meistens habe man ohnehin mit jenem Job die besten Chancen, der einem auch Spaß macht, ist die 16-Jährige überzeugt. Sie selbst versuche ihren Lebenslauf so bunt wie möglich zu gestalten, so multifunktional wie möglich zu bleiben und eine Nische zu finden.

„Bis zur Pension denke ich aber noch nicht“, sagt Antonia. Sie selbst habe noch keine Pensionsvorsorge, will sich aber auch nicht auf den Staat verlassen. „Man muss selbst schauen, dass man vorsorgt ist, und sollte sich am besten nur auf sich selbst verlassen. Die Zeiten werden immer unsicherer.“ In ihrem Umfeld sei dieses Thema jedenfalls ständig präsent. „Jeder fragt sich, wo er einmal in der Welt stehen wird.“

Auch Antonia ist überzeugt, dass das Pensionssystem bald nicht mehr tragbar sei. „Denn wir werden bald viel mehr ältere als junge Leute haben. Und dann wird es einfach für alle weniger geben müssen.“



Elfie Semotan zeigt Schönheit des Alters Seite 38 Johannes Heesters' Nicht-Geheimnis Seite 40

derStandard.at/Kultur

„Die Poesie ist ein Allesfresser“

Der Dichter **Hans Magnus Enzensberger** ist Ehrengast des zweitägigen Literaturfestivals „Literatur im Nebel“ in Heidenreichstein. **Andrea Schurian** sprach mit ihm über Gut und Böse, dicke Zeitungen und arme Banker.

STANDARD: Sie haben sich schon früh, etwa in „Die große Wanderung. 33 Markierungen“ (1992), zu Einwanderung und Asylpolitik Gedanken gemacht. Wie beurteilen Sie den aktuellen Diskurs?

Enzensberger: Zwanzig Jahre haben alle großen Parteien behauptet, Deutschland sei kein Einwanderungsland. Doch sobald man vor die Haustür tritt, erkennt man die Lüge. Überall sind Menschen mit Migrationshintergrund – auch ein Lügenwort. Weil man die Einwanderer leugnet, kann man auch keine Einwanderungspolitik machen. Das ist Realitätsverlust.

STANDARD: Und Asylpolitik?

Enzensberger: In Deutschland haben vor allem die Grünen gesagt: Alle Unterdrückten dieser Erde, kommt zu uns. Das ist idiotisch. Es gibt vier Milliarden Menschen, die in Nöten sind. Wie sollen lächerlich kleine Länder wie Österreich oder Deutschland, die ja nur Kleckse auf der Landkarte sind, diese vier Milliarden unterbringen? Das ist auch Realitätsverlust.

STANDARD: In „Schreckens Männer – Versuch über den radikalen Verlierer“ haben Sie 2006 über Islamismus, Terrorismus geschrieben.

Enzensberger: Es war natürlich, wie immer alles, zu früh: Ehe die großen Debatten losgehen, macht man ein kleines Büchlein, sei es zur Einwanderung oder zu Terrorismusfragen. Ich bin jemand, der sich Gedanken macht, aber dann gehe ich wieder weg. Das müssen andere machen.

STANDARD: Im Moment reden alle über Sarrazins Thesen. Keine Lust, an diesem Diskurs teilzunehmen?

Enzensberger: Nein. Wieso? Alle plaudern darüber, jede Meinung findet bereits einen Platz. Völlig unnötig, dass ich auch noch meinen Senf dazu gebe.

STANDARD: Warum wird die Debatte so emotionell geführt?

Enzensberger: Weil die politische Klasse es nicht gern hat, wenn ihre Realitätsverluste auf den Tisch kommen. Aber die Realität hat eine eigene Kraft, irgendwann bricht sie sich Bahn – oft auf sehr unangenehme Weise. Für Populisten ist die Realitätsverleugnung ein gefundenes Fressen.

STANDARD: Angesichts Ihres riesigen Werks stellt sich die vielleicht banale Frage: Wie schaffen Sie das alles?

Enzensberger: Mir gefällt meine Arbeit, ich amüsiere mich dabei. Ich bin ein Dichter, aber ich setze mich nicht um neun Uhr früh hin und dichte bis um fünf. Also habe ich wieder Zeit frei. Außerdem hat man ja zwei Hände. Ich kann mit der linken etwas anderes tun als mit der rechten: eine Zeitschrift machen, Bücher verlegen, ein Libretto schreiben. Es ist auch sehr zeitsparend, den Sport wegzulassen. Deshalb erfreue ich mich auch bester Gesundheit. Ich kriege keinen Herzinfarkt vom Joggen oder breche mir beim Skifahren die Knochen.

STANDARD: Zur Gesundheitsstabilisierung rauchen Sie auch – wie beurteilen Sie die Raucherdebatte?

Enzensberger: Die ist aus Amerika importiert, dort ist die Lokalisierung des Bösen sehr wichtig: Der Teufel muss wo sein, sonst sähe die Welt ja anders aus. Ich kann aber an jeder Ecke eine Waffe kauen: Das Böse sitzt also nicht in der Waffe. Sondern in der Zigarette. Das ist eine Art Ökonomie des Bösen.

STANDARD: Und das Gute?

Enzensberger: In einer Bevölkerung gibt es, proportional gesehen, wenige absolute Heilige und wenige, die zu 100 Prozent Teufel sind. Selbst der Diktator schafft es nicht, 24 Stunden nur Teufel zu sein. Die Sehnsucht nach dem Gutsein ist weit verbreitet – aber auch das ist nicht glaubwürdig. Ein Pfarrer etwa muss immer gut sein. Doch dann gibt es da diesen Chorknaben – und es kommt die andere, die dunkle Seite heraus.

STANDARD: Sie wollten nie als moralisches Gewissen gelten ...

Enzensberger: Um Gottes willen. Nein! Wie komm ich denn dazu.

STANDARD: ... und dennoch haben Sie „Moralische Gedichte“ geschrieben.

Enzensberger: Nicht, um die Menschen zum Guten zu bekehren. Sondern weil die Moral eine sonderbare anthropologische Sache ist: Sie ist den Menschen nicht ganz auszutreiben. Es beschäftigt sie. Deshalb ist es ein Thema für die Poesie. Denn die Poesie ist ein Allesfresser. Sie kann von allem handeln. Sicher, es gibt auch Dichter, die Spezialisten sind: Naturdichter, gesellschaftskritische Dichter, Liebesdichter. Aber ich möchte möglichst viele Seiten der Menschen, dieser mysteriösen Erscheinung in der Evolution, sehen, was sie antreibt, welche Macken sie hat.



STANDARD: Gibt es eigentlich etwas, was Sie nicht interessiert?

Enzensberger: Es gibt weite Zonen der Ignoranz. Es wimmelt von Experten, die ganz genau wissen, wie sich die Fußballmannschaft von Kasachstan zusammensetzt. Da bin ich ein totaler Analphabet. Im Prinzip ist die Ignoranz immer größer als die Kenntnis – bei jedem. Es gibt 5000 Sprachen, aber die Menschen bilden sich was drauf ein, wenn sie fünf oder sechs sprechen.

STANDARD: Im „Baukasten zu einer Theorie der Medien“ haben Sie sich auch medienkritisch geäußert. Wie sehen Sie die Zukunft der Medien? Wird es Zeitungen irgendwann nur mehr online geben?

Enzensberger: Aber es gibt doch genügend Zeitungen. Einigen geht es fast zu gut. Eine deutsche Wochenzeitung wiegt ein halbes Kilo, die ist völlig verfettet. Die *Herald Tribune* hingegen ist eine wunderbar schlanke Zeitung: Da haben Sie auf zwölf Seiten alles. Natür-

Schriftsteller **Hans Magnus Enzensberger** ist in Heidenreichstein u. a. Gesprächspartner von **Christoph Ransmayr**. Schauspieler lesen aus seinen Werken. F.: Jürgen Bauer

lich gibt es von der Ökonomie der Aufmerksamkeit her Verdrängungseffekte. Aber wenn eine Zeitung eingeht, ist das nicht schlimm, dann kommt eben eine andere. In jedem Land wird zumindest eine Zeitung übrigbleiben, besser natürlich zwei. Aber schon McLuhan hat in den 1950er-Jahren die These aufgestellt, dass nicht ein Medium das andere abschafft. Es gibt ja das Theater auch immer noch, sogar so etwas Absurdes wie die Oper. Außerdem muss nicht jedes Medium ein Massenmedium sein: Es muss ja auch etwas für die Happy Few geben. Die Idee mit den Mehrheiten ist in der Demokratie wichtig, aber nicht in der Kunst. Es ist doch völlig egal, ob ich mit einem Buch auf der Bestsellerliste bin.

STANDARD: Aber hat hohe Quote nicht auch etwas mit Geld zu tun?

Enzensberger: Wenn Geld meine Priorität ist, dann werde ich nicht Schriftsteller, sondern Banker.

STANDARD: Und säßen womöglich im Gefängnis?

Enzensberger: Das ist die Ausnahme. Ich komme gerade in Versuchung, die Banker zu verteidigen. Wer als Priorität setzt, viel Geld zu verdienen: Das ist ja fast schon mönchisch. Trader, Investmentbanker müssen rund um die Uhr erreichbar sein, die büßen viel an Lebensqualität ein und sind mit 35 ausgebrannt. Die können einem ja fast leid tun.

HANS MAGNUS ENZENSBERGER (81), aufgewachsen in Nürnberg, ist Lyriker, Essayist, Zeitschriftengründer, Herausgeber, Übersetzer und Kinderbuchautor. Zuletzt erschienen die Bände „Album“ sowie „Meine Lieblings-Flops“, gefolgt von einem Ideen-Magazin“ (Suhrkamp).

29. 10. – 20. 11. · Karten & Information: Konzerthaus 242 002 · Musikverein 505 81 90 · www.wienmodern.at
 Konzerthaus | Musikverein | Kunsthalle Wien project space | Casino Baumgarten | Döner | Arnold Schönberg Center | Alte Schmiede | Dschungel Wien | Garage X | Ruprechtskirche
 Schöner-Haus | mica | Semperdepot Atelierhaus der Akademie der bildenden Künste Wien

MAK DAY

Tag der offenen Türen
26. Oktober 2010
 Eintritt frei
LEIDENSCHAFT SAMMELN

Applied Arts | Contemporary Art

MAK Stubenring 5, Wien 1, 10.00 bis 24.00 Uhr
 11.00 Uhr > Eröffnung
 CROSSOVER. Zwei Sammlungen – privat und öffentlich
 12.00, 13.00, 14.00, 16.30, 17.30 Uhr > MAK-Kustoden präsentieren Objekte, die sonst im Verborgenen schlummern.
 15.00–16.20 Uhr > Gespräche mit prominenten SammlerInnen
 Führungen und Kinderprogramm

MAK-EXPOSITUR GEYMÜLLERSCHLÖSSEL
 Khevenhüllerstraße 2, Wien 18, 10.00 bis 18.00 Uhr
 11.30 Uhr > Konzertmatinee, 13.30 und 16.30 Uhr > Führungen

MAK-GEGENWARTSKUNSTDEPOT
 GEFECHTSTURM ARENBERGPARK
 Dannebergplatz/Barmherzigengasse, Wien 3, 10.00 bis 18.00 Uhr
 11.00–12.20 Uhr > Gespräche mit prominenten SammlerInnen
 Führungen und Kinderprogramm

Kostenloser Shuttlebus zwischen den Veranstaltungsorten!

Detailprogramm unter WWW.MAK.AT/makday

Keine Angst vor dem Altwerden

Für die Fotografin Elfie Semotan ist Schönheit keine Frage des Alters. Das beweisen auch ihre außergewöhnlichen Schmuckfotos, die sie für diese STANDARD-Schwerpunktausgabe zur Verfügung gestellt hat.

Andrea Schurian

Wien – New York, Paris, Wien und zwischendrin die ganze weite Glitzer-, Glamour- und Prominentenwelt: Hier ist, zumindest beruflich, Elfie Semotan daheim, eine der auch international renommiertesten Porträt-, Mode- und Werbefotografinnen. Jungsein ist in diesem Universum des schönen Scheins und der glatten Oberflächen üblicherweise Bedingung für eine Aufenthaltsgenehmigung, Altwerden Grund für Ausweisung aus dem vermeintlichen Paradies. Doch Elfie Semotan hat um ihr Alter nie ein Geheimnis gemacht. Dass sie heuer im Juli 69 Jahre alt wurde, glaubt ihr sowie so niemand.

Vielleicht, sagt sie, kenne sie ja die Schrecken des Altseins nicht. Aber Angst vor dem Altwerden, nein, das habe sie nicht: „Das ist doch ein unentrinnbares Schicksal. Und wenn ich mich dem nicht entziehen kann, dann werde ich so gut wie möglich weitermachen. Weiterlesen. Mich weiter für Dinge engagieren. Jede Falte zählen, sich wo möglich operieren lassen, finde ich sinnlos. Was will man denn: Mit den Jungen konkurrieren? Ich erwarte mir ganz andere Dinge vom Leben, die wichtig sind – eben weil man nicht mehr 25 ist.“

Längst werden ihre Fotos nicht nur in Hochglanzmagazinen gezeigt, sondern in Galerien und Museen zu Kunstwerken geadelt. Von Louise Bourgeois bis Jeff Wall heißt ihr kürzlich bei Himmer erschienener Fotoband – ein Dokument über Begegnungen der letzten 30 Jahre: Künstlerfreunde, Architekten, Literaten, Schauspieler. Auch Hollywood-Stars zählen zu ihrer Klientel. „Das Besondere daran ist, dass man sehr wenig Zeit hat. Man darf sich nicht vornehmen, das Foto seines Lebens zu machen, sondern einfach gute Qualität. Keine Experimente, weil

sie das auch nicht zulassen. Das ist manchmal schwierig. Denn die Stars sagen dann nicht mir, was ihnen nicht gefällt, sondern dem Agenten. Und erst der sagt es mir.“

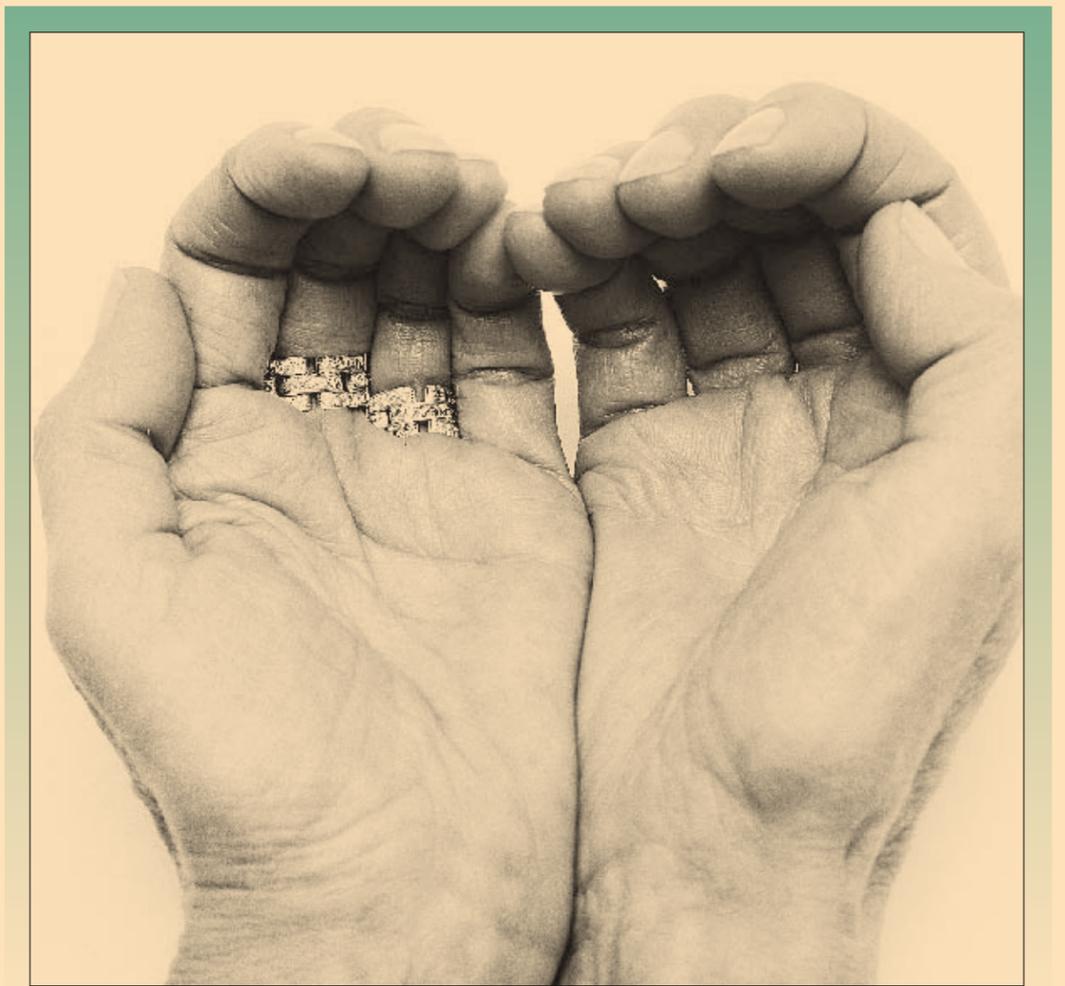
Tabubruch

Die Spezialistin für inszenierte Eleganz pflegt übrigens eine ausgesprochene Lust am Makel: Mit dem Rotstift kringelte sie für eine Ausstellung just jene kleinen Schönheitsfehler ein, die üblicherweise sorgfältig retouchiert werden: Warzen, Barthärchen, Wimmerln, Schweißflecken. Nicht nur für diese Schmuckserie, die sie dem STANDARD zur Bebilderung dieser Schwerpunktausgabe zum Thema Demografie zur Verfügung stellte, wählte sie kein junges Mädchen, sondern eine Frau im fortgeschrittenen Alter: „Was bedeutet Schönheit. Es ist eine gewisse Vollkommenheit. Man begegnet ihr in den absurdesten Winkeln. In der Natur. In makellosen Körpern. Aber eben auch in zerfurchten Gesichtern: Junge Menschen sind schön, einfach, weil sie jung sind. Ältere Menschen aber werden schön durch den Geist.“



Den internationalen Durchbruch schaffte sie Ende der 1970er-Jahre mit einem Tabubruch: Sie fotografierte halbnackte Männer und Frauen für einen Unterwäschekonzern und nannte die Serie auch noch provokant *Trau dich doch*. Zeitungskommentatoren und Kunstkritiker lieferten einander heftige Wortgefechte zu den Fotos. Feministinnen rückten mit Farbkübeln aus, um die Plakate zu überpinseln. Über die aufschäumende Sexismusdebatte angesichts neuester Bierplakate kann Semotan nur milde lächeln.

Es sind kleine, mitunter gesellschaftskritische, oft augenzwinkernde Geschichten, die sie mit ihren (Mode-)Fotos erzählt. Da hängen dann Kinder an den Beinen der Models.



Elfie Semotan: „Schönheit ist eine gewisse Vollkommenheit.“

Foto: Elfie Semotan

Erste Berufserfahrungen sammelte die Eisenbahntochter aus Haag am Hausruck als Fotomodell für Lanvin in Paris. „Eigentlich wollte ich das nicht wirklich. Ich brauche das Alleinsein. Es entspricht nicht meinem Charakter, mich öffentlich darzustellen. Aber es half mir später beim Fotografieren, weil ich weiß, dass Kommunikation wichtig ist. Viele Menschen fühlen sich unwohl vor der Kamera. Man muss sich, als Fotograf wie als Modell, selbst entblößen, etwas von sich preisgeben. Muss sagen, was man möchte – wie man in einer Beziehung seine Begierden darstellen muss.“

Wirkung des Lichts

Nach einigen Jahren wechselte die damalige Lebensabschnittspartnerin des Fotografen und Filmemachers John Cook hinter die Kamera. Es war Learning by Doing, etwa, was sie mit dem Licht machen musste, um nicht Stunden in der Dunkelkammer verbringen zu müssen: „Später war ich oft verwundert über junge Fotografen, die so überhaupt keine Ahnung von der Wirkung des Lichtes hatten. Warum man im Auto schön ist und hässlich, wenn man aussteigt.“

Zweimal war die Fotografin mit prominenten Künstlern verheiratet: Der Maler Kurt Kocherscheidt, ihr erster Mann und Vater ihrer



Die österreichische Fotografin Elfie Semotan: „Man muss sich, als Fotograf wie als Modell, selbst entblößen.“

Foto: Christian Fischer

beiden Söhne, starb 1992 49-jährig an Herzversagen. Vier Jahre später heiratete sie den deutschen Kunstbäcker Martin Kippenberger. Doch schon im Jahr darauf, 1997, starb auch er: „Es war beide Male entsetzlich: Das Verschwinden von so vielen Dingen, Gefühlen, von Wissen, Ideen, Energie. Ich würde gern an ein Leben nach dem Tod glauben. Aber ich kann es nicht. Ich würde auch gern ein Vaterunser beten, und die Welt ist danach besser. Aber“, fügt sie ironisch hinzu, „auch das ist mir nicht vergönnt.“

Causa Peter Noever: Mak-Kuratorium prüft die Vorwürfe

Wien – Kulturministerin Claudia Schmied (SPÖ) beauftragte den Vorsitzenden des Mak-Kuratoriums, Erste-Chef Andreas Treichl, mit der Überprüfung der Vorwürfe an Direktor Peter Noever betreffend Führungsstil, Spesen und Missbrauch von Museums-Ressourcen. Dies gab sie am Donnerstag im Parlament bekannt.

Unterdessen haben sich die Grünen mit einer parlamentarischen Anfrage an Schmied gewandt und fordern ihr Einschreiten bei diesem „derartig bizarren Sittenbild“. Der Katalog mit 40 Fragen deckt Themen wie die angeblich jährlich im Mak stattfindende Geburtstagsfeier für Noevers Mutter, Noevers Aufenthalte und Ausgaben in Los Angeles, die Kosten für die Erstellung seiner Website oder die Nutzung von Limousinen-Services ab.

Mak-Mitarbeiter hatten zuvor von einem „Klima der Verängstigung“ und von undurchsichtiger Finanzgebarung gesprochen. Noever wies die Vorwürfe zurück und sprach von einer „gezielten Kampagne“ gegen ihn. (APA)

Gewinnspiel Viennale 2010: „Tournée“



Programm unter auf www.viennale.at
Tickets im Web, an den VVK-Stellen
oder via 0800/66 40 10

Gewinnfrage:

Mathieu Amalric war bei der Viennale 2008 als Schauspieler in einem Film vertreten. Bei welchem?
1. Je ne suis pas morte
2. Un conte de Noël
3. J'ai toujours rêvé d'être un gangster

Einsendeschluss:
Freitag, 29. Oktober 2010
derStandard.at/Gewinnspiele

Teilnehmen unter:
DER STANDARD, Gewinnspiel
Herrengasse 19-21, 1014 Wien
E-Mail: quiz@derStandard.at
Formular: derStandard.at/Gewinnspiele
Fax: 01/531 70-9216
Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Gewinnen Sie mit dem STANDARD 5 x 2 Tickets für den Spielfilm „Tournée“ (R: Mathieu Amalric, F/D 2010) am Di, 2. November um 18.00 Uhr im Gartenbaukino.
Vor Jahren hat Joachim Frankreich verlassen. Nun kehrt er zurück, als Impresario einer Gruppe von New Burlesque-Tänzerinnen, unterwegs auf Tournée, deren Höhepunkt eine große Show in Paris werden soll. Doch dann geht einiges schief. Nicht zuletzt, weil Joachims Wiederauftauchen in der Hauptstadt alte Wunden aufreißt.



Die Zeitung für Leser

VIENNALE FILM DES TAGES PUTTY HILL

Heute: Sonntag, 24. Oktober, 15.30 Uhr
Gartenbaukino



Putty Hill (USA 2010, OmdU, R: Matthew Porterfield, D: Sky Ferreira, Zoe Vance, James Siebor Jr.)

Der 24-jährige Cory ist an Heroin gestorben, am Vortag seiner Beerdigung versammeln sich Familie und Freunde. Putty Hill schildert das Milieu der Teenager, ihren verzweifelten Traum vom Ausbruch, ein Traum von einem Leben jenseits der Vorstädte.

www.viennale.at



„Ich glaube, es gibt kein Geheimnis“

Johannes Heesters hat Erfahrung mit dem Altwerden, seine Frau **Simone Rethel** hat darüber ein Buch geschrieben. **Ljubiša Tošić** sprach mit beiden über Heesters-Witze, Zukunftspläne und Knoblauchschnaps.

STANDARD: *Eine Frage, die man Ihnen, Herr Heesters, noch nie gestellt hat: Was ist Ihr Geheimnis?*
Heesters: Hm, das ist eine so ungewöhnliche Frage ... da muss ich erstmal ein bisschen nachdenken. Wissen Sie, ich glaube, es gibt kein Geheimnis. Jeder weiß doch, dass ich weiterhin arbeite. Manche regen sich darüber auf, aber ich glaube, die meisten finden das gut. Ich habe Aufgaben und Ziele – kein Geheimnis weit und breit.

STANDARD: *Und der Knoblauchschnaps, dessen Rezept ja von Ihnen stammt?*

Heesters: Es kann schon sein, dass der Knoblauch dazu beiträgt, dass meine Blutwerte so gut sind. Aber hätte ich die ganzen Jahre nur missmutig im Lehnstuhl gesessen und das Leben wäre an mir vorbeigezogen, hätten wohl auch Kilos von Knoblauch nichts genutzt.

STANDARD: *Haben Sie je Wissenschaftler kontaktiert, um Sie bezüglich Ihrer Erfahrungen und Ihres gesegneten Alters forschernd zu befragen?*

Rethel: Dazu muss ich etwas erzählen. Bei meinen Recherchen für das Buch *Sag nie, du bist zu alt* habe ich eines Tages im Internet ein Foto von meinem Mann beim Krafttraining entdeckt – auf der Homepage des Instituts für Gerontologie an der Uni Heidelberg. Denn dort weiß man nämlich aus vielen Studien, wie wichtig Krafttraining und Sport überhaupt im Alter sind. Das Demenzrisiko lässt sich dadurch sogar um 50 Prozent senken. Das haben mir die Wissenschaftler in Heidelberg erklärt.

Ich hatte mit ihnen natürlich sofort Kontakt aufgenommen, nachdem ich das Foto entdeckte. Als wir uns dann trafen und sehr lange gesprochen haben, sagte man mir, mein Mann würde instinktiv wirklich alles richtig machen.

STANDARD: *Überraschend ist, dass Ihr Mann in Ihrem Buch praktisch nicht vorkommt.*

Rethel: Natürlich haben mich mein Mann und unser Zusammenleben inspiriert. Aber es geht in diesem Buch nicht um meinen Mann, das Thema ist allgemein „Älter werden positiv betrachtet“, und die Zielgruppe sind eigent-

lich Menschen, die das Älterwerden vor sich haben. Mein Mann lebt natürlich das vor, was ich aufgeschrieben habe.

STANDARD: *Sie erzählen in Ihrem Buch einen Witz, der vom Tod und von Ihrem Mann handelt.*

Rethel: Der Witz wurde mal bei einer Karnevalssitzung erzählt: Bei Heesters klingelt es an der Tür. Jopie macht auf, draußen steht der Tod und sagt mit ernster Miene: „Sie wissen, warum ich da bin?“ – „Einen kleinen Moment“, sagt Heesters freundlich zum Tod, dreht sich um und ruft laut: „Simone, es ist für dich!“ Das ist zwar bisschen makaber, aber es zeigt Jopies Lebenseinstellung. Er beschäftigt sich nicht mit dem Tod.

STANDARD: *Herr Heesters, wann hatten Sie erstmals das Gefühl, nicht mehr jung zu sein?*

Heesters: An einen bestimmten Tag oder ein Ereignis kann ich mich nicht erinnern.

Rethel: Wissen Sie, mein Mann war schon deutlich über neunzig, als er das erste Mal zu mir sagte: „Ich glaube, ich werde alt.“ Was ihm allerdings wirklich zu schaffen macht, ist sein Blindsein.

STANDARD: *Herr Heesters, wie hat sich das Älterwerden auf Ihre Karriere ausgewirkt?*

Heesters: Na ja, vor allem haben sich die Rollen verändert. Das ist ja klar. Und natürlich arbeite ich sehr viel weniger als früher. Auch das ist klar. Was aber meine Freude an der Arbeit angeht, auch die Disziplin, da kann ich keine Veränderung erkennen.

STANDARD: *Frau Rethel, niemand möchte alt sein, aber alle hoffen, alt zu werden. Seltsam, oder?*

Rethel: Allerdings! Und genau zu diesen Punkt versuche ich mit meinem Buch Überzeugungsarbeit zu leisten. Unsere Gesellschaft hat immer noch so negative Altersbilder. Das kann bei der demografischen Entwicklung, in der wir schon stecken und die uns auch noch bevorsteht, nicht gutgehen. Daran muss sich etwas ändern. Aber das dauert.

STANDARD: *Herr Heesters, im Dezember werden sie 107, in Erfurt*



Johannes Heesters, hier an der Seite seiner Frau Simone Rethel, wird am 5. Dezember 107 Jahre alt. Bei der Geburtstagsgala in Erfurt wird er „natürlich auftreten – und singen.“

Foto: AP

gibt es dazu eine Geburtstagsgala. Werden Sie auftreten, gar singen?

Heesters: Ich freue mich sehr auf die Gala. Aber ich bin keiner, der nur dasitzt und Glückwünsche entgegennimmt. Also werde ich natürlich auftreten – und singen.

STANDARD: *Gibt es sonst Pläne für die Zukunft, Rollen, die Sie sich noch wünschen?*

Heesters: Einen konkreten Wunsch? Nein. Ich freue mich, wenn jemand auf für mich unerwartete Ideen kommt, wenn man mir etwas zutraut. Und ich freue mich, wenn ich herausgefordert werde. Ja, es gibt Pläne und Angebote. Aber ich spreche erst darüber, wenn es auch wirklich spruchreif ist – Künstler sind ja abergläubisch.

JOHANNES HEESTERS (Jahrgang 1903) ist wahrscheinlich der älteste aktive Schauspieler der Welt.

SIMONE RETHEL (Jahrgang 1949) ist Schauspieler (u. a. „Der Kommissar“, „Derrick“, „Der Alte“) und Publizistin; zuletzt erschien von ihr das Buch *„Sag nie, du bist zu alt“* (bei Westend). Sie ist auch Botschafterin der Initiative „Altern in Würde“ – mit Johannes Heesters ist sie seit 1992 verheiratet.

„Grenzlächerliche Rahmenzielvereinbarungen“

Die Grünen kritisieren Schmieds Kontrakte mit den Bundesmuseen

Thomas Trenkler

Wien – Im März 2007, nur wenige Wochen nach ihrem Amtsantritt als Kulturministerin, ließ Claudia Schmied gesetzlich verankern, dass mit den Bundesmuseen und der Nationalbibliothek „Rahmenzielvereinbarungen für die Dauer von jeweils drei Jahren“ abgeschlossen werden. Durch diese sollte „der kulturpolitische Auftrag zur Absicherung des Bestandes und der Aktivitäten der Einrichtungen präzisiert“ werden.

Doch nichts passierte. Im Sommer 2008 gab Schmied bekannt, die RZ-Vereinbarungen im Frühjahr 2009 abgeschlossen haben zu

wollen. Im Februar 2010 mahnte der Rechnungshof in einem Bericht über den lausigen Umgang der Museen mit dem Sammlungs-gut die RZ-Vereinbarungen ein.

Nun endlich, mit gewaltiger Verspätung, sind sie Realität: Am Freitag unterzeichnete Schmied die Schriftstücke. Vereinbart worden seien in diesen „konkrete Ziele und Maßnahmen samt Erfolgsindikatoren“. Neben einem allgemeinen Teil (fünf Seiten), der für alle gilt, gibt es auch einen jeweils speziellen „besonderen Teil“ (halbe Seite). Diesen zu akzeptieren, dürfte den Museen nicht schwergefallen sein: Eine Präzisierung der Aktivitäten gibt es nicht.

Die Albertina vereinbarte als Ziel, ihre Sammlung zu digitalisieren (was sie ohnedies tut), das Belvedere erarbeitet ein Konzept fürs 20er Haus (was es ohnedies tut), das MAK wird stärker mit der Angewandten kooperieren (was nicht neu ist), das KHM richtet die Kunstkammer ein (was es ohnedies will) und die Nationalbibliothek das Literaturmuseum (was ohnedies geplant ist). Und das Mumok darf sich weiter Gedanken machen, wie es seine Präsenz im Museumsquartier stärken kann.

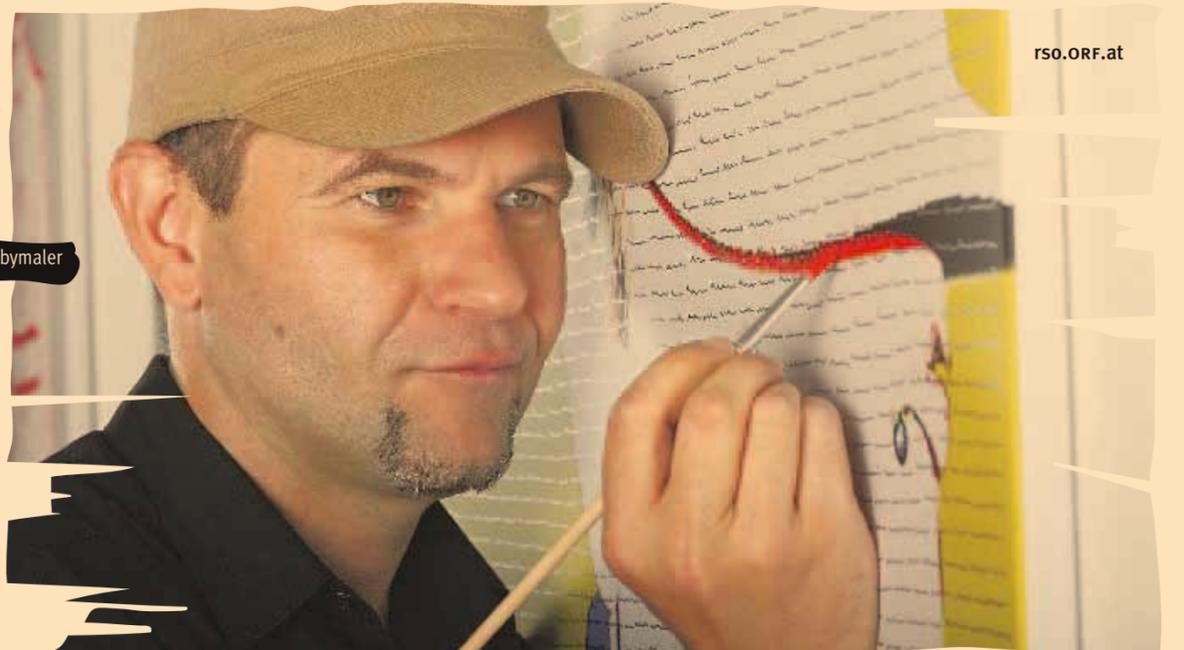
Grünen-Kultursprecher Wolfgang Zinggl meint: „Diese RZ-Vereinbarungen sind weniger als nichts. Sie sind grenzlächerlich.“

MENSCHEN MIT BEGEISTERUNG

MARTIN MACHOVITS, Fagottist im RSO Wien und Hobbymaler

RSO
ORF RADIO SYMPHONIE
 ORCHESTER WIEN

Informationen zu Veranstaltungen, Abos, Vermittlungsprojekten und den Freunden des RSO unter rso.orf.at



rso.orf.at

ORF-Chef beurlaubt Oberhauser – droht mit Abwahlantrag

Showdown auf dem Königberg – ORF-General Alexander Wrabetz stellte Infodirektor Elmar Oberhauser vor die Wahl: Entschuldigung, Rücktritt – oder Abwahlantrag. Oberhauser lehnte ab – und muss auf Zwangsurlaub.

Wien – Der Infodirektor stimmte sich in Sölden auf das erste Skiweltcupwochenende der Saison ein, als ihn ORF-General Alexander Wrabetz Freitagfrüh nach Wien beorderte. Stunden nach der Landung aus Tirol flog Elmar Oberhauser vom Königberg: mit sofortiger Wirkung beurlaubt. Das

gen“ nachzugeben. Wrabetz nannte das in seiner Reaktion „öffentliche Beschädigung der Glaubwürdigkeit der ORF-Information“. Er kündigte für Freitag „Abklärung“ an.

Um 9.30 Uhr stellte ORF-Chef Alexander Wrabetz den Infodirektor vor die Wahl: Entweder er nehme die in seiner Mail geäußerten Vorwürfe zurück, oder er trete zurück – worüber Oberhauser laut Mail „nachdenken“ wollte, obwohl er wenige Sätze zuvor geschrieben hatte: „Jeder anständige Mensch nimmt in einer solchen Situation den Hut und geht.“ Oberhauser lehnte beides ab. Für den Fall drohte ihm Wrabetz mit einem Abwahlantrag im Stiftungsrat.

Bis 4. November müsste Wrabetz die Abwahl beantragen, damit ihn der Stiftungsrat in der nächsten Sitzung behandelt. Termin: 11. 11. Fachsingsbeginn. (fid)

Kommentar Seite 48

Interne Rundmails Oberhauser, Wrabetz derStandard.at/ORF



Oberhauser lässt „Mindestmaß an Vertrauen“ vermissen ...



... findet ORF-Chef Wrabetz und beurlaubte den Direktor. Foto: APA

Oberhauser hatte in einer internen Rundmail heftig protestiert, dass Wrabetz Fritz Dittlbacher zum TV-Chefredakteur bestellte und nicht Oberhausers Vorschlag Armin Wolf. „Erstmals“ hielt sich ein General nicht an den Vorschlag des Fachdirektors, glaubt sich ORF-Langzeitgeneral Gerd Bacher (*Interview unten*) zu erinnern.

Oberhauser schrieb daraufhin, „ich bin offensichtlich nicht mehr in der Lage, völlig unzulässige Einmischungen, in diesem Fall von der SPÖ, zu verhindern“. Indirekt unterstellte er damit seinem Chef, „Einmischun-

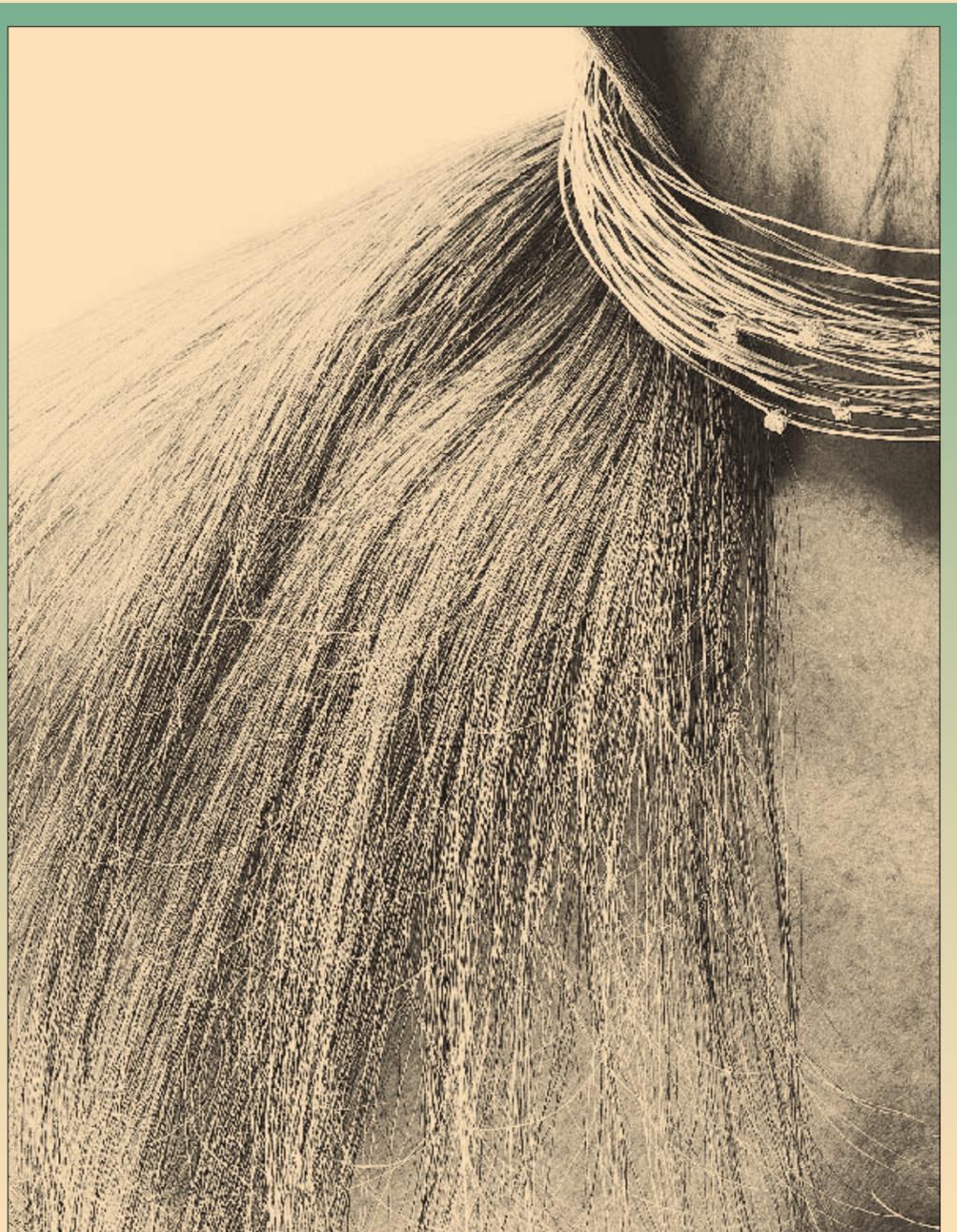
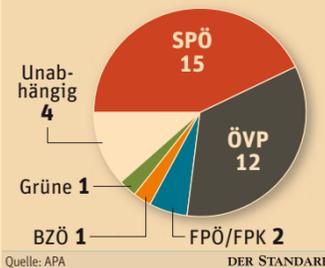


Bild der Geschichte: Lebensdrehbuch auf der Haut.

Foto: Elfie Semotan

Abwahl braucht Mehrheit

ORF-Stiftungsrat: 18 von 35 Räten sind nötig, um Direktor abzusetzen – Die Fraktionsstärken



Quelle: APA DER STANDARD

Bacher „Die Parteien tun mit dem ORF, was sie wollen“

ORF-Langzeitgeneral im Interview: „Wrabetz und nicht Oberhauser sollte gehen“

Wien – „Eine Ungeheuerlichkeit“ ist die Beurlaubung Elmar Oberhausers als Infodirektor für den längstdienenden ORF-General Gerd Bacher. „Der Wunsch einer Partei zählt hier offenkundig mehr als der Vorschlag des zuständigen Fachdirektors“, sagt Bacher im In-

terview mit dem STANDARD. „Die Parteien bemühen sich nicht einmal mehr um Tarnung“, staunt Bacher: „Solche Einmischung scheidet den Parteien ganz normal, obwohl sie kein Gesetz dazu legitimiert.“ „Begonnen hat diese Unverfrorenheit vor einem Jahr mit

der Wahl von Richard Grasl zum Kaufmännischen Direktor des ORF.“ Der kam auf VP-Wunsch.

„Wenn schon, dann sollte Wrabetz gehen und nicht Oberhauser“, findet Bacher, der den Infodirektor seit langem schätzt und dem er mehrfach im STANDARD das

Zeug zum ORF-General attestierte. Oberhausers Protest gegen die Bestellung des TV-Chefredakteurs habe mit dem Generalswahlkampf 2011 „nichts zu tun“, sagt er.

Er rät Oberhauser, „sofort“ den Stiftungsrat und Juristen einzuschalten. (fid)

Günter Traxler

Weltpolitisch hat diesmal „News“ der „Krone“ den Rang abgelaufen. Dabei ging es um einen erklärten Liebling des Kleinformats, dem wiederum nur der schöne Karl-Heinz G. vorübergehend den Rang ablaufen konnte. Aber steirische Eichen erweisen sich medial noch immer als beständiger denn Kärntner Ziehsöhne, vor allem dann, wenn wieder einmal der alte Hut *Arnie for President?* hervorgeholt werden soll. Die Frage wurde – auf dem österreichischen Boulevard – erstmals aufgeworfen, kaum war der Terminator Gouverneur von Kalifornien. Jetzt, wo seine zweite Amtszeit in drei Monaten endet, wird es nicht das letzte Mal gewesen sein, dass irgendwer behauptet, *The Governor* wolle unbedingt Präsident der USA werden und habe die allerbesten Chancen.

Diesmal behauptet das ein Ian Halperin, Verfasser einer *Skandal-Bio*, kräftig unterstützt vom *Bürgermeister des Schwarzenegger-Geburtsorts Thal*, *Peter Schickhofer*, und seinem Vorgänger *Peter Urdl*, *Initiator des*

Schwarzenegger-Museums. Laut Halperin existiert zu diesem Zweck sowohl ein *Plan A* als auch ein *Plan B*. Ersterer ist geradezu teuflisch und besteht in Folgendem: *Arnold und seine loyalen Mitstreiter haben einen Aufsehen erregenden Plan geschmiedet, in dem er weder als Republikaner noch als Demokrat ins Weiße Haus einziehen soll, sondern als unabhängiger Kandidat. Er würde sich aber nicht so nennen*, erklärte ein Konsulent. *„Sie sind gerade dabei, einen neuen Namen zu finden, und testen in Fokusgruppen mehrere Vorschläge.“ Der Konsulent ist sich sicher: „Gouverneur Schwarzenegger hegt keinen Zweifel, dass er die Präsidentschaftswahl gewinnen wird.*

Der Sicherheit des Konsulenten werden nicht nur der *Initiator des Schwarzenegger-Museums* und der *Bürgermeister des Schwarzenegger-Geburtsorts* beipflichten, sondern auch alle heimischen Boulevard-Medien, die

Schwarzeneggers Kompetenz, Herr im Weißen Haus zu werden, aus terminatorischen Maximen begründen wie: *„Ich bin für Macht und Autorität. Die Leute brauchen jemanden, der auf sie aufpasst“*, oder: *„Menschen brauchen jemanden, der sagt, was sie tun, wie sie sich verhalten sollen.“* Das könnte natürlich auch je-



mand aus der Tea-Party sein, aber *Arnold glaubt, dass die amerikanische Bevölkerung ihm ihre Stimme geben wird, um das ewige Hickhack zwischen den beiden Parteien zu beenden.*

Leider gibt es auch diesen *Plan B*, der auf Zweifeln gründet, die Arnie angesichts der amerikani-

schen Verfassungsrealität gelegentlich befallen dürften. *Obwohl ich, so Autor Halperin, seit Monaten höre, dass die Schwarzenegger-Kampagne grünes Licht hat, so hat ein Stratege angedeutet, dass Arnold vielleicht Zweifel hat, zu gewinnen. „Ich habe ihn vor einer Woche das erste Mal davon sprechen gehört, dass vielleicht ein anderer als er selbst an der Spitze seines Movements stehen könnte“, so der Stratege. Dieser Mann ist Michael Bloomberg, der Bürgermeister von New York.*

Das wäre schade, denn der *Bürgermeister von Thal*, *Peter Schickhofer*, befürwortet Arnies *Avancement* (was einer *Vorentscheidung* gleichkommt): *„Er hat in Kalifornien bewiesen, wozu er fähig ist.“ Und der in Kalifornien lebende Wiener Schauspieler Roland Kicking: „Er würde dieses Amt großartig ausfüllen.“*

Bedauerlich, dass in dieser entscheidenden Situation der Weltgeschichte ein anderer Österreicher glaubt, Arnie, und

damit natürlich auch dem *Bürgermeister von Thal* und dem *Initiator des Schwarzenegger-Museums*, in den Rücken fallen zu müssen. Hanno Settele, Leiter des ORF-Büros in Washington: *„Es ist aus meiner Sicht völlig unrealistisch, dass Schwarzenegger ins Weiße Haus kommt. Ich sehe nicht, wer Arnold auf dem Weg zur Verfassungsänderung unterstützen sollte.“* Und besonders fies: *„Der Kanadier Ian Halperin träumt vom warmen Eislutscher“*, was für „News“ noch lange kein Grund ist, nicht patriotisch mitzuträumen.

Die „Krone“ hatte zwar keinen Arnie, aber auch einen gläubigen Bürgermeister, und zwar den von Spittal. *Stadtchef (49) mit übersinnlichen Kräften? Bürgermeister ist als „Wunderheiler“ tätig*, enthüllte sie Mittwoch. *Er könne mit seinen Händen die Energie jedes Menschen harmonisieren, Blockaden der Energiebahnen lösen und unterschiedlichste Krankheiten und Gebrechen bessern.* Aber keine Angst: *„Ich berühre den Körper meiner Klienten nicht, meine Hände wirken wie Scanner.“* Österreichs Bürgermeister werden oft unterschätzt.

Junge werden um Lebens-Chancen betrogen



Die ältere Generation verdient Solidarität, der Jugend wird aber zu viel zugemutet. Die nachkommende Generation hat unnötig schwere Lasten zu tragen, sie wird um die Chance betrogen, eigene Lebensentwürfe umsetzen zu können.

Wolfgang Mazal

Die kurz- wie langfristigen Prognosen zum Anstieg des Aufwands aus öffentlichen Kassen für Pensionen und für Pflege sind beängstigend und bleiben klar hinter dem Mehraufwand zurück, den die Gesellschaft für junge Menschen etwa im Bildungsbereich ausgeben will. Symptomatisch ist, dass derzeit bezüglich der Pensionen über das Ausmaß der Erhöhung diskutiert wird, während für junge Familien Einsparungen bereits fixiert sind! Obwohl dies mehr als irritierend ist, möchte ich mich aber nicht in Zahlen verlieren, sondern andere Themen im Verhältnis Alt/Jung ansprechen. Eine lose Auswahl von Problemzonen soll Anregung zur Reflexion bieten:

Einkommens-Chancen

Die Arbeitsbedingungen junger Menschen führen heute durch lange Phasen vertragsrechtlich prekärer Beschäftigungen mit relativ geringen Einkommen. Dies führt bei gleichzeitig hohen Wohnkosten und einem von der Gesellschaft erwarteten und über Marketing entfachten Konsumdruck durch viele Lebensjahre hindurch zu enormer finanzieller Enge.

Geringe Einkommen führen zu einer steigenden Verantwortung junger Menschen. Dies wird auch durch die ansich lobenswerten intergenerationalen Transfers nicht weniger bedenklich: Wer sich Wohnen, Mobilität und oft auch den Alltag ohne die finanzielle Hilfe von Eltern und Großeltern oder seitens des Staates nicht leisten kann, bleibt abhängig.

Arbeitswelt

Die Arbeitswelt stellt hohe Anforderungen an zeitliche und regionale Flexibilität und fordert von Männern und Frauen enorme Zeitbelastungen, was für eine Partnerschaft belastend und – wie wir aus vergleichenden Untersuchungen wissen – für die Entscheidung zum Kind hinderlich ist. Die Realisierung des Kinderwunsches scheitert gerade in jun-

gen Jahren oft an Problemen in der Arbeitswelt.

Veränderungsunwilligkeit

Dass sich massive demografische Verschiebungen im Verhältnis von Alt und Jung in sozialstaatlichen Neuregelungen niederschlagen müssen, liegt auf der Hand; leider wird die politische Diskussion dazu allerdings durch den Anspruch auf Besitzstandswahrung, die angebliche Unantastbarkeit „wohlerworbener Rechte“ und durch Institutionen geprägt, die nach der Mehrheit der „grauen Panter“ schielen und sich den Anforderungen der Zukunft verweigern.

Wissens- und Wertedefizite

Wer allenthalben das Verblasen von Werten beklagt (und das trifft nicht nur eine bestimmte, sondern jede wertebewusste Tradition), muss sich fragen, warum Werte, die durch lange Zeit transportiert werden konnten, binnen einer Generation zu erodieren scheinen. Vielleicht hängt dies damit zusammen, dass die Institutionen, in denen Werte sichtbar werden, schwächeln: Interessenvertretungen, die auf das Bewahren ausgerichtet sind und sich dem Erneuern verweigern; Systemteile, die korruptionsanfällig sind; eine ausgedünnte Medienlandschaft; Untreue und Gewalt in Familien und der Verlust von Vertrauen in wichtigen Bereichen (Kirchen, Gewerkschaften, Parteien) zerstören jene Erlebnisräume, in denen Werte vermittelt, erfahren, erprobt und auch verworfen werden können.

Staatsschuld

Das enorme Anwachsen der Staatsschuld wird den Handlungsspielraum der nächsten Generationen einengen. Dies ist deswegen ungerecht, weil ein erheblicher Teil dieser Schulden nicht für Investitionen mit langer Amortisierungszeit aufgenommen wurde, sondern um Fehler im Konsumverhalten bzw. ein Ausbleiben von Konsum zu korrigieren.

Insgesamt führt dies für die junge Generation zu einem Steigen der Abhängigkeit vom Staat und



Bilder und Linien: in der Hand lesen wie in einem aufgeschlagenen Buch.

Foto: Elfie Semotan

einem Verlust an Freiheit. Ergebnis jahrzehntelanger Politik ist, dass immer mehr Menschen auf Leistungen des Staates angewiesen sind, der sie aber offensichtlich nicht nachhaltig finanzieren kann.

Dass nach den Gesetzesmaterialien zur Mindestsicherung 42 Prozent der Bevölkerung durch staatliche Transferleistungen über die Armutsschwelle gehoben werden, muss nicht nur als Ausdruck enormer Solidarität der Gesellschaft gedeutet werden, sondern kann auch als bedrückendes Signal gesehen werden, dass beinahe die Hälfte der Menschen der Armut aus Eigenem nicht entkommen kann. Ist da nicht etwas schiefgelaufen?

Ich halte es jedenfalls nicht für ein ethisches Verdienst, wenn eine Gesellschaft zwar die ältere Generation schützt, gleichzeitig aber junge Menschen in Abhängigkeit hält, ihrer Generation Lasten für die Zukunft aufbürdet und ihnen nicht ermöglicht, ihr Lebenskonzept autonom zu realisieren.

Für mich ist in diesem Zusammenhang auch die Semantik der Diskussion zum Generationenver-

hältnis von Bedeutung. In ihr spielt regelmäßig der Begriff „wohlerworbene Rechte“ eine Rolle, obwohl der Verfassungsgerichtshof dem Begriff „Vertrauensschutz“ den Vorzug gibt.

Vertrauen kann nur bestehen, wenn man den Partner nicht überfordert. Dies gilt wie in einer Ehe auch im Verhältnis zwischen den Generationen: Wer die nächste Generation überfordert, muss da-

mit rechnen, dass sie angesichts der ökonomischen und institutionellen Defizite unserer Gesellschaft fragt, ob alle die Rechnungen für diese Rechte auch wirklich bezahlt wurden.

WOLFGANG MAZAL lehrt Arbeits- und Sozialrecht an der Universität Wien, er ist Präsident des Österreichischen Instituts für Familienforschung und wurde in die Pensionsreformkommission berufen.

ANTONIO FIAN

Der eifrige Praktikant

(Café-Restaurant. Zwei erfahrene liberale Journalisten und ein Praktikant beim Mittagessen. Die beiden Journalisten reden abwechselnd sowohl über den jungen Mann hinweg als auch auf ihn ein.)

DER ERSTE: Und ich sag dir eins: Heinz-Christian Strache und seine Mannen sammelten in der Steiermark und in Wien nicht nur die Stimmen derjenigen ein, die sich vom Ausländeralarmismus angesprochen und von der Hetze einer als „soziale Heimatpartei“ auftretenden FPÖ nicht abgestoßen fühlen.

DER PRAKTIKANT (eifrig): Echt? Das hätt' ich nicht gedacht!
DER ZWEITE: Deshalb hätte die Reaktion der anderen Parteien in den vergangenen Tagen sein müssen: die Probleme anzupacken.

DER ERSTE: Genau. Aber was war die Reaktion der Politik in den vergangenen Tagen? Das erneute Vorpreschen, dass künftig die Länder für alle Lehrer zuständig sein wollen.

DER PRAKTIKANT: Österreich ist halt tiefste Provinz.
DER ZWEITE: Und dazu noch die Polizeiaktionen der Innenministerin! Alle Integrationsbemühungen werden ad absurdum geführt, wenn Polizisten in ein Gymnasium geschickt werden, um ein Kind abzuholen.

DER PRAKTIKANT: Nazimethoden. Typisch Österreich.
DER ERSTE: Dabei hatte das 14-jährige armenische Mädchen gute Noten, spricht gut Deutsch.

DER ZWEITE: Na, und erst die achtjährigen Zwillinge, die vergangene Woche in den Kosovo abgeschoben wurden! Die waren Ministrantinnen!

DER PRAKTIKANT: Echt?
DER ERSTE: Aber die kommen ja jetzt zurück nach Österreich.
DER PRAKTIKANT: Arme Schweine.

(Die beiden blicken ihn erstaunt an.)
DER PRAKTIKANT: Na ja, ich mein': Fast wären s' davongekommen.

(Die beiden wenden sich schweigend ihren Tellern zu.)
DER PRAKTIKANT: Hab ich was falsch gemacht?
(Vorhang)

Material: Alexandra Förderl-Schmid: „Nichts verstanden“ (DER STANDARD, 16. 10. 2010)



Cartoon: Rudi Klein (www.kleinteile.at)

ROT-GRÜN IN WIEN

Politik für die Annalen

Petra Stüber

Jetzt wird Michael Häupl doch noch ein Fall für die Geschichtsbücher. Zwar hat er es nicht geschafft, wie sein Spezi Erwin Pröll durch eine Serie makelloser Wahlsiege in seinem Bundesland aufzufallen. Aber wenn er es ernst meint und Rot-Grün nicht schon im Ansatz zu Tode verhandelt, ist es wohl das, was politisch von der „Ära Häupl“ in die Annalen eingehen wird: dass der Wiener Bürgermeister der erste österreichische Sozialdemokrat war, der mit den Grünen koalierte.

Dies wäre zweifellos eine inhaltlich spannende Variante, und es würde die Grünen auch auf Bundesebene ins Koalitionsspiel bringen. Doch sie birgt für beide Partner Risiken – und damit noch hunderte Gründe für ein Scheitern.

Zum einen geht es Häupl primär um maximalen Machterhalt. Möglich, dass er spekuliert, dass die ÖVP von der jetzigen Abfuhr so schockiert ist, dass sie gar keine Forderungen mehr stellt, wenn sie nur mitregieren darf. Dann könnte Häupl immer noch tun, was er und die SPÖ schon gewohnt sind: doch wieder mit den Schwarzen regieren.

Dagegen spricht, dass diese Koalitionsvariante auf Bundesebene nicht gerade munter wirkt, was Reformeifer und „modern regieren“ betrifft. Ein Blick über den Semmering, zum dynamischen steirischen Duo Voves-Schützenhöfer, macht zusätzlich schläfrig.

Die starken Zugewinne der FPÖ haben die SPÖ in Bedrängnis und die Integrationsdebatte einmal mehr aufs Tapet gebracht. Es muss also etwas geschehen in Sachen Integration. Etwas Neues, etwas, das (hoffentlich) wirkt. Eine Koalition mit der ÖVP ist in dieser Beziehung aber schwierig: Weder wollen die Schwarzen bei der Bildung wirkliche Reformen wagen, noch ist Innenministerin Maria Fekter bereit, von ihrem Abschiebe-Kurs abzurücken. Nicht zuletzt die bewaffnete „Abholung“ der Komani-Zwillinge hat die Atmosphäre zwischen Rot und Schwarz empfindlich gestört, denn Häupl hat es stets abgelehnt, in der Ausländer-Debatte nach rechts zu rücken.

Dass die *Kronen Zeitung* ihr Rot-Grün-Bashing miraculöserweise seit einigen Tagen eingestellt hat, mag auch für diese Koalitionsvariante sprechen. Dass die Intellektuellen der Stadt Rot-Grün erfreut, mag eine Nebenrolle spielen.

Das gewichtigste Argument für Rot-Grün ist aber ein demografisches: Der Wiener Bürgermeister ist 61 Jahre alt. Dass er die gesamte Legislaturperiode durchdient, gilt als unwahrscheinlich. Er braucht weder den Beifall der *Krone* noch das Wohlwollen der Bundespolitik. Er kann, für sich persönlich folgenlos, etwas Neues ausprobieren und sich dafür feiern lassen. Durch die Niederungen des politischen Alltags müssen dann Jüngere durch. Das könnte ganz nach dem Geschmack des Michael Häupl sein.

INFODIREKTOR BEURLAUBT

Showdown um den ORF

Harald Fidler

ORF-General Alexander Wrabetz hat längst sein Brettspiel wieder ausgepackt: 35 Figuren hat es, für jeden seiner 35 Stiftungsräte eine. Stets versucht er so im Blick zu behalten, ob er über eine Mehrheit im Aufsichtsrat verfügt und sie seinem Sicherheitsbedürfnis genügt.

Das Brett bestärkte Wrabetz Freitag offenbar, die Muskeln spielen zu lassen. Erstmals, wie hochrangige ORF-Mitarbeiter fanden, als der General Infodirektor Elmar Oberhauser vor die Wahl stellte: Entschuldigung oder Rücktritt – oder Abwahlantrag im Stiftungsrat am 11. November.

Gerade tobte die ÖVP noch über Oberhauser. Alexander Wrabetz hatte den Schwarzen versprochen, die *ZiB*-Redakteurin Lisa Totzauer zur Chefin der TV-Magazine zu machen. Der Infodirektor warf sich dazwischen – mit Erfolg.

Dasselbe Manöver versuchte Oberhauser nun beim TV-Chefredakteur und schlug Armin Wolf vor: Fritz Dittlbacher wünsche sich freilich nicht nur die SPÖ, sondern auch die große Mehrheit der Redakteure. Auf die berief sich Wrabetz – diesmal – und bestellte Dittlbacher.

Nun sprechen ORF-Aufsichtsräte aus dem bürgerlichen Lager, die Oberhauser oft schon angegriffen haben, von einem „Alarmsignal“. Oberhauser habe sich in vielen Sitzungen „immer wieder glaubwürdig für eine saubere, objektive Berichterstattung ausgesprochen“. Viele der bürgerlichen Räte haben noch nicht verwunden, dass Wrabetz 2006 gegen ihre Kandidatin gewann.

Oberhauser rechnet mit der Unterstützung der bürgerlichen Stiftungsräte gegen seine Abwahl, der blauen sowie und einzelner Unabhängiger. Auf den Betriebsrat, oft Zünglein an der Waage bei ORF-Entscheidungen, braucht er nicht geschlossen zu hoffen: Dass Oberhauser bei „vollen Bezügen“ dienstfrei gestellt sei, sei keinem Mitarbeiter verständlich zu machen, sagt ihr Vorsitzender.

Der 11. November 2010 gerät so zur Testwahl für 2011: Im August wird der ORF-General gewählt. Nicht ausgeschlossen, dass über Elmar Oberhauser dann noch einmal abgestimmt wird. Er hat bald noch weniger zu verlieren. Und schafft er es nicht an die ORF-Spitze: Ein Platz in der ORF-Geschichte ist ihm mit einer Abwahl sicher.



derStandard.at/Cartoons

Die Vergreisung der Politik

Wie die jüngere Generation von der Regierung in der Pensionsfrage betrogen wird

Alexandra Förderl-Schmid

An diesem Wochenende wird sich entscheiden, ob die große Koalition in der Lage ist, den Menschen eine Zukunftsperspektive zu bieten. Es geht nicht nur um das Budget und neue Steuern, es geht auch um das Thema Pensionen. Internationale Studien und Expertisen von Wifo und IHS weisen Österreich als Pensionisten-Eldorado aus: Österreich ist das Land mit der niedrigsten Erwerbsquote im Alter und gleichzeitig mit den geringsten Abschlüssen für all jene, die früher in Pension gehen.

Daran wird sich in den nächsten Tagen nichts ändern, nimmt man die Wortmeldungen in dieser Woche als Hinweis. Eine Nulllohnrunde für Pensionisten und Beamte in diesem Herbst haben sowohl Bundeskanzler Werner Faymann (SPÖ) als auch Vizekanzler Josef Pröll (ÖVP) nach dem Ministerrat bereits ausgeschlossen.

Gerungen wurde bisher nur um die sogenannte Hacklerregelung: Die ÖVP will eine Reform der Hacklerregelung, die 2013 auslaufen soll, die SPÖ ist dagegen. Dabei ist längst bekannt, dass dieses beliebte Schlupfloch in die Pension nicht primär von echten Hacklern genutzt wird, sondern von Angestellten und Beamten. Jeder Zweite von ihnen nimmt diese Möglichkeit für eine Flucht in den Ruhestand in Anspruch. Kein Wunder, dass Österreich Weltmeister bei den Frühpensionisten ist.

Dazu kommt, dass wir aber alle immer älter werden – wie diese STANDARD-Schwerpunktausgabe zeigt. Die Österreicherinnen und Österreicher gehen früher in Pension und leben länger. Derzeit kostet eine Pension im Schnitt 12.700 Euro pro Jahr, 27 Prozent davon berappt der Steuerzahler. Gibt es keine Reformen, steigt der Zuschuss des Bundes zu den Pensionen aufgrund der Lebenserwartung und der Geburtenentwicklung auf rund 45 Prozent im Jahr 2045. Mit seinen Ausgaben für das Pensionssystem liegt Österreich EU-weit auf Platz drei.

Eine umfassende Reform der sozialen Sicherungssysteme ist dringend notwendig. In anderen Ländern wurde bereits reagiert: In Frankreich gibt es Proteste gegen die Anhebung des Pensionsalters; in Deutschland wurde das gesetzliche Renteneintrittsalter auf 67 Jahre erhöht; in Japan muss bis 70 gearbeitet werden, sonst gibt es nur 34 Prozent des Pensionsbeitrags, und in Schweden gibt es ein ausgeklügel-

tes Bonus-Malus-System, das dazu führt, dass die Schweden im Durchschnitt sechs Jahre länger als die Österreicher arbeiten und wirklich erst mit 65 in Pension gehen. Hierzulande werden Senioren, die mit 65 noch arbeiten, als Exoten betrachtet.

Es ist daher kein Wunder, dass in der vom STANDARD in Auftrag gegebenen Umfrage 63 Prozent sagen, alte Menschen haben es heute besonders gut, nur 42 Prozent sagen das von der Jugend. Die größten Sorgen, dass sie im Alter schlechter leben werden, machen sich Menschen im Alter zwischen 30 und 50. Es grenzt an ein

Wunder, dass sich diese Bürger mittleren Alters so ruhig verhalten – zwar über die hohe Steuer- und Abgabenlast stöhnen, aber nicht aufschreiben und von der Politik Reformen einfordern. Denn sie werden betrogen und im Glauben gelassen, es geht sich schon irgendwie aus.

Offensichtlich haben die Chefs der Seniorenverbände mehr Macht als die gewählten Politiker, die aus Angst, eine wachsende Wählerklientel zu verprellen, nichts ändern wollen. Die überzogene Rücksicht auf die alternde Bevölkerung führt zu einer Vergreisung der Politik.

KOPF DES TAGES

Ikone der Bewegung „50, das neue 30“



Nena: Neue Karriere, und es sieht aus, als wär's die erste. Foto: dapid

Eine alte Showbiz-Wahrheit geht so: Ab ihrem Durchbruch mögen Künstler zwar weiterhin körperlich verfallen, geistig aber bleiben sie im Alter des ersten Erfolgs hängen. Weil alle folgenden Höhepunkte mehr oder weniger unbewusst nach demselben Muster angelegt werden und es nicht nötig ist, das zu überdenken. Michael Jackson war demnach bis zu seinem Tod ein quirliger Fünfjähriger, Madonna turnt noch immer als 24-Jährige durch ihre Lieder. Und die Nena mit den vielen Luftballons ist und bleibt 22.

Ein Jahr vor Madonna feierte 1982 die in Hagen geborene Susanne Kerner alias Nena ihren Einzug in die deutsche Hitparade mit dem fröhlichen Neue-Deutsche-Welle-Lied *Nur geträumt*. 1983 flogen *99 Luftballons* auch in die US-Charts und verkauften sich mehrere Millionen Mal. Aufgrund eines dazugehörigen MTV-Videos wurde Nena vor allem auch als deutsche Frau mit Achselhaaren im präden Amiland bestaunt. Schon damals verstand es Nena, in ihren Konzerten die Generationen zu vereinen.

Die Pop-Hochblüte der 1980er-Jahre und ihre lustvoll demonstrierte Käuflichkeit für „Material Girls“ verlagerte das künstlerische Geschehen endgültig weg von der Provokation hin

zum Konsens. Nach der Trennung von ihrer Band 1987 verlagerte sich Nena als Mutter von heute vier halbwüchsigen Kindern – und zweifache Großmutter! – auf die äußerst erfolgreiche, aber öffentlich unbedankte Produktion von Kindermusik und Hörspielen wie *Tausend Sterne* oder *Unser Apfelhaus* (Nena ist seit Jahrzehnten überzeugte Rohkost-Veganerin).

2002 feierte sie ihr Comeback mit Neueinspielungen alter Hits: *Wunder gescheh'n*. Seit her zieht Frau Kerner als zeitlose, saubere und auch sozial in alternativen Schulprojekten engagierte Vorzeigerockerin durch den deutschen Sprachraum und seine Mehrzweckhallen. Nicht nur ihre Altersgenossinnen begeistert sie dabei mit Klassikern wie *Irgendwie, irgendwo, irgendwann* und vor allem mit ihrem skandalös guten Aussehen. Stichwort: 50 ist das neue 30. Mehr dazu lesen Sie in der neuen *Brigitte*.

Auch beim Jungvolk kommt die Frau gerade mit ihrem antiksten Material bestens an. Mutter und Tochter gemeinsam auf dem Konzert einer ewigen 22-Jährigen, die nicht einmal besonders gut singen und rocken kann und wahrscheinlich gerade deshalb geliebt wird. Wer hätte sich das noch vor 30 Jahren gedacht. Wir sicher nicht. *Christian Schachinger*

Chancengleichheit in Unternehmen Seite K 2

Mehrere Generationen managen Seite K 22

derStandard.at/Karriere

PERSONAL MOVES
KARIN BAUERSchöne
Geheimnisse

Wer was wofür verdient, ist von hoher Interessenpriorität in Belegschaften. Eine aktuelle Studie der

University of California und der Princeton University legt aber nahe, dass Unternehmen gut daran tun, die Gagen der Mitarbeiter nicht namentlich zu veröffentlichen. Tun sie das, dann fühlt sich die eine Hälfte der Leute schlecht und die andere Hälfte nicht besser.

Studienobjekt war die University of California, die ihre Gehälter einsehbar machte. Das Ergebnis: Wer unter dem Median entlohnt wurde, war enttäuscht, demotiviert und bald auf der Suche nach einem neuen Job. Wer über dem Median lag, zeigte nicht mehr Engagement oder Jobzufriedenheit. Kurz: Billigere Arbeitskräfte machen sich auf den Weg, teure sind nicht loyaler. Unternehmen mit namentlicher Gehaltstransparenz haben offenbar mehr zu verlieren als zu gewinnen.

Die Gründe für Einkommensunterschiede von Männern und Frauen sind immer ein heißes Thema.

Nun gießt Neumann International mit einer aktuellen Studie Öl ins Feuer. Es würden „Äpfel mit Birnen“ verglichen.

Karin Bauer

Ziemlich einhellig bestätigen Statistiken, dass Frauen international bloß 60 bis 80 Prozent der Einkommen von Männern erreichen. Dennoch behaupten Personalverantwortliche unbeirrt, ihr Unternehmen würde Frauen nicht schlechter bezahlen als Männer. Für Conrad Pramböck, den Leiter des Geschäftsbereichs Compensation Consulting in der Personalberatung Neumann International, tun selbige dies „glaubhaft“.

Statistiken würden hauptsächlich aus zwei Gründen Schlechterbezahlung von Frauen zeigen, so Pramböck: erstens, weil Frauen bei formal gleicher Ausbildung häufig in schlechter bezahlte Jobs/Branchen einsteigen, und zweitens, weil sie im Verlauf ihrer Karriere einen Bruch durch Babykarenz erleben. Kurz: „Faktum ist, dass Frauen deutlich weniger verdienen als Männer – allerdings in anderen Jobs. Vergleicht man Frauen und Männer in ähnlichen Positionen, dann liegen die Gehälter innerhalb derselben Bandbreite.“

Basis dafür ist eine Online-Befragung von fast 1200 Frauen und Männern zwischen 30 und 50 Jahren, davon über 70 Prozent Akademiker, die mit Personalchefs, Führungskräften und Mitarbeitern „erläutert und diskutiert“ wurde.

Mit diesen Ergebnissen dürfte Pramböck für neuen Diskussionsstoff sorgen. Denn: Andere Studi-



Was bringt Männern mehr Geld? Ihr bloßes Geschlecht oder andere Faktoren?

Foto: istockphoto

en und Forschergruppen kommen zu ganz anderen Ergebnissen. Dazu zählt etwa Guido Strunk („Eine Frau muss ein Mann sein, um Karriere zu machen“, www.vicapp.at), der in Langzeitstudien zu den Berufsbiografien von WU-Absolventen und zwillingsähnlichen Absolventinnen klar belegen kann: Weder Herkunft noch Führungsmotivation noch 20 andere Gründe können erklären, warum Frauen mit ihrem Einkommen im Berufsverlauf immer mehr zurückbleiben, und: Es liegt auch nicht an einer Babypause oder an einer Teilzeitarbeit. Denn selbst wenn jene Frauen aus der Berechnung herausgenommen wer-

den, bleibt eine Einkommensschere in zweistelliger Prozenzhöhe. Strunk, bedrückt von den Ergebnissen: „Frauen haben weniger Erfolg, weil sie Frauen sind.“

Bereits in der Ausbildung, spätestens jedoch beim Jobeinstieg entscheide sich, so Pramböck, wie die Gehaltskurve in den kommenden zehn Jahren aussehe: Der Frauenanteil an den zehn Prozent der bestbezahlten Jobs in Unternehmen liege maximal bei 30 Prozent. An den zehn Prozent der schlechtestbezahlten betrage der Frauenanteil aber 60 bis 80 Prozent.

Zum Thema Karenz sagt Pramböck: Unternehmen böten auch zu wenig qualifizierte Positionen in

Teilzeit an, und selbst Vollzeit-Rückkehrerinnen hätten mit schlechtem Image bei Führungskräften zu kämpfen. Oft würden Kinder auch als Nicht-Beförderungsgrund vorgeschoben. Zu diesem Themenbereich müsse sich die Grundeinstellung der Gesellschaft ändern, müsste Gleichberechtigung Pflicht in der Kinderbetreuung werden.

Da die meisten befragten Frauen eine Auskunftsstelle über Gehälter begrüßen, hat Neumann International eine solche ins Leben gerufen, berät gegen eine Spende und überweist diese an den Verein „Die Schwalbe“.

www.frauenfairentlohn.at

INHALT

Essl Social Prize an „Menschen für Menschen“ Seite K 2

Ärgerbremse Selbsterkenntnis S. K 10

Frage & Antwort Seite K 22

Neue Anforderungen an CEOs Cortis Nährwert, Sudoku Seite K 23

Bildung & Karriere Seite K 24

Jobsplitter finden Sie auf Seite K 16

Unser Kunde zählt zu den führenden Pharmaunternehmen weltweit, begeistert sowohl Ärzte als auch Patienten durch innovative Präparate und Behandlungen im Bereich kardiovaskulärer Erkrankungen, Diabetes und Osteoporose. Am Standort Wien wird das Team dieses erfolgreichen internationalen Konzerns um eine wesentliche Position verstärkt:

Professional Controlling und Reporting
mit Agenden in Personal und Administration

Direkt dem Country Manager unterstellt umfasst Ihr Aufgabenbereich schwerpunktmäßig die vielfältigen Tätigkeiten im strategischen und operativen Controlling. Zusätzlich steuern Sie administrative Prozesse, interessieren sich für Buchhaltung und Bilanzierung und arbeiten sich in den Fachbereich Personal mit Themenstellungen wie Personalkostenplanung, Recruiting, Verwaltung, arbeitsrechtliche Fragestellungen, etc. ein.

Als Controller/in erarbeiten Sie aussagekräftige Kennzahlen, erstellen Monatsabschlüsse und Reportings, steuern den Budget- und Forecastingprozess und übernehmen Projekte (sowohl auf Konzern- als auch auf Standortebene). Sie sind Mitglied im „Operational Management Committee“ in Österreich, fungieren als Schnittstelle zu Controlling und Buchhaltung im europäischen Headquarter (D) und besprechen sich mit der Steuerberatung und externen Personalverrechnung.

Die Aufgabe erfordert eine fundierte spezifische Ausbildung mit Schwerpunkt Controlling (Universität oder FH) und mehrjährige Praxis in vergleichbaren Aufgaben in einem internationalen Unternehmen. Das Instrumentarium im Controlling ist Ihnen vertraut und wird beherrscht. Englischkenntnisse sind für die Abstimmung innerhalb des Konzerns notwendig. Versierte EDV-Kenntnisse und sehr gute SAP-Erfahrung setzen wir voraus. Dazu erfordert die Position ein selbstsicheres Auftreten, eine ausgeprägte Zahlenaffinität, sehr gute analytische und kommunikative Fähigkeiten.

Wenn Sie eine herausfordernde und abwechslungsreiche Aufgabe in einem internationalen Unternehmen anspricht, Sie regional überschaubare Strukturen schätzen und Hands-on-Mentalität zu Ihren Stärken zählt, freuen wir uns auf Ihre aussagekräftige Bewerbung an: heidi.haselgruber@ePunkt.net

OK Platz 1a
4020 Linz
T: +43 (0)732 611 221 -43
www.ePunkt.net

ePunkt

Erfolg braucht Methode.

REGIONAL MANAGER
SEE (M/W)

SWAROVSKI

Seit seiner Gründung 1895 ist Swarovski der weltweit führende Hersteller von geschliffenem Kristall. Im Laufe seiner Geschichte hat Swarovski in so unterschiedlichen Bereichen wie Schmuck, Mode, Accessoires, Innenarchitektur, Kultur und industrieller Forschung und Entwicklung wegweisende Innovationen entwickelt und kreative Trends geprägt.

Für den stark wachsenden osteuropäischen Markt mit über 100 Boutiquen suchen wir nun einen „Regional Manager SEE- South Eastern Europe“.

In dieser anspruchsvollen Position sind Sie für das bestehende Partner-Netzwerk in der Region verantwortlich und bauen es weiter aus, wobei Sie neue Partner auswählen und diese in der Zukunft betreuen sowie unser Retail Partner Konzept umsetzen.

Anforderungen :

- Mindestens 5 Jahre Retail Erfahrung bzw. Markenartikel Erfahrung
- Nachweisliche Vertriebs Erfahrung (idealerweise in CEE)
- Idealerweise abgeschlossenes Studium
- Exzellentes Englisch und Deutsch, weitere Fremdsprache ist ein Plus
- Ausgezeichnete Kommunikationsfähigkeit sowohl nach extern und intern, gutes interkulturelles Verständnis
- Reisewilligkeit bis zu 90%

Wir bieten Ihnen ein internationales, abwechslungsreiches Arbeitsumfeld in einem expandierenden Markt sowie eine dynamische und kollegiale Team Atmosphäre. Haben wir Ihr Interesse geweckt? Dann freuen wir uns über die Zusendung Ihrer Bewerbungsunterlagen per E-Mail (bevorzugt im Wordformat und mit Foto) unter der Referenznummer 4230.

neumann:
LINKING OUR TALENTS

Neumann International AG
A-1010 Wien, Schottenring 12, Tel. +43-(0)1-401 40-212, Fax +43-(0)1-401 40-77
monika.honig@neumann-inter.com, www.neumann-inter.com



Reportage In Japan altert die Gesellschaft rapid: neue Technologien für eine neue Herausforderung. **S. A 3**

Architektur Wie wird die Baubranche auf die Überalterung der Gesellschaft reagieren? Interview mit dem Wiener Architekten Helmut Wimmer. **S. A 4**

Kunstmarkt Opfer der Luxussteuer: wie eine Boiserie durch viele Länder reiste. **S. A 5**

Reise Frankreich, wo man es nicht erwarten würde: Die Inseln Saint-Pierre und Miquelon liegen vor Kanada. **S. A 6**

Spiele Wunderkinder, Wundergreise: Im Schach werden gegenwärtig die jüngeren Gehirne bevorzugt. **S. A 8**

Literatur Alfred Goubran schreibt eine kleine Landeskunde zum Nationalfeiertag. **S. A 10**

Bücher I Margarete Mitscherlichs Reflexionen über die Radikalität des Alters. **S. A 11**

Bücher II Was muss man für einen gelungenen Lebensabend tun? Eine kleine Bücherschau. **S. A 11**

Ich frage mich ... Die neue ALBUM-Serie startet mit Schriftstellerin Sibylle Berg, die sich fragt, warum sie gerade jetzt an ihre erste Italienreise zurückdenken muss. **S. A 12**



Anti-Aging? Kein Problem für die „Tip Top Dancers“: Diese fidele Truppe von amerikanischen Mädels führt vor, wie man es macht. Abgelichtet hat sie der Fotograf Peter Granser für seinen Bildband „Sun City“ (Benteli), der sich den jungen Alten im sonnigen Arizona widmet.

Die Dauerpubertät und ihr Ende

Wo verläuft die Grenze zwischen Jung und Alt? Sind Jugend und Alter biologische Realität oder soziales Konstrukt? Über das Verschwinden der Lebensalter. **Von Konrad Paul Liessmann**

Die fortgeschrittenen westlichen Gesellschaften sind von einer eigentümlichen Paradoxie gekennzeichnet: Die Lebenserwartung der Menschen steigt seit einem Jahrhundert kontinuierlich an, gleichzeitig sinkt die Geburtenrate, und dies bedeutet, dass die alten und sehr alten Menschen in naher Zukunft die absolute Mehrheit stellen werden. Gleichzeitig aber gelten Jugend und Jugendlichkeit als die Ideale dieser Gesellschaft, in allen relevanten gesellschaftlichen Bereichen triumphieren die Attribute des Jungseins, und so alt kann keiner sein, dass er sich nicht mithilfe der Mode und der Unterhaltungsindustrie ewig jung fühlen könnte.

Trotzdem: Man kann dem Alter nicht entgehen. Wann es aber so weit ist – dafür gibt es keine star-

ren Zäsuren mehr, kein runder Geburtstag, der verbindlich diesen Schritt anzeigt, kein soziales Ritual, das diesen Übertritt in einer anderen Welt signalisiert.

Wie lange ist man nun eigentlich jung? Und ab wann zählt man, ob man es will oder nicht, wirklich zum alten Eisen? Die Debatten der Gegenwart über die Überalterung der Gesellschaft, die Sicherung der Pensionen, die Erhöhung des Renteneintrittsalters und den Konflikt der Generationen kennen nur mehr zwei Gruppen, die einander gegenüberzustehen scheinen: die Jungen und die Alten. Unklar aber ist, wo genau die Grenze zwischen diesen Formationen verläuft, unklar ist, inwiefern Jugend und Alter eine biologische Realität oder eine soziale Konstruktion darstellen. Klar ist einzig die Bewertung dieser Daseinsformen: Jugend ist gut, und Alter ist schlecht. Deshalb führen wir auch einen aufwändigen Kampf gegen Alterungsprozesse – Anti-Aging – und keinen gegen die grassierende Infantilisierung, die nun einmal der Preis für die Adorierung von Jugendlichkeit ist. Oder an-

ders, ohne kulturpessimistische Untertöne formuliert: Die Jugend ist offenbar etwas, das mit allen Mitteln erhalten und verlängert werden soll, das Alter ist etwas, das mit allen Mitteln, solange es eben geht, bekämpft, verhindert und hinausgezögert werden muss. Kein Wunder, dass die Grenze zwischen Jugend und Alter fließend geworden ist. Starr allerdings war sie nie gewesen.

Großer Lebensbogen

Interessant allerdings, dass die Gesellschaft, in der die Menschen mit der höchsten Lebenserwartung rechnen dürfen, zur Periodisierung dieses langen Lebens nur noch die Begriffe „jung“ und „alt“ zur Verfügung zu haben scheint. Es mag verblüffen, dass Gesellschaften mit einer wesentlich geringeren durchschnittlichen Lebenserwartung viel differenziertere Auffassungen von den „Lebensaltern“ hatten, die

ein Mensch im Laufe seines irdischen Daseins durchlaufen kann. Beliebt war etwa lange die Synchronisierung der Lebensabschnitte mit den Jahreszeiten: Frühling, Sommer, Herbst und

Winter entsprachen der Kindheit, der Jugend, dem reifen Erwachsenenendesein und dem eigentlichen Alter. Manche seit der Antike tradierten Konzepte waren noch ausgefeilter und unterschieden bis

zu zehn Phasen des Lebens. Der berühmte Prediger Abraham a Sancta Clara definierte diese, auf Hippokrates zurückgehende Einteilung des (männlichen) Lebens in der ihm eigenen markigen Sprache folgendermaßen: „Im siebenten Jahr zeigt sich der Verstand; im zweimal sieben d. i. im vierzehnten Jahr stüpfelt die erste Woll heraus um die Lefzen; im dreimal sieben d. i. im einundzwanzigsten Jahr wächst der Bart; in viermal sieben d. i. im achtundzwanzigsten Jahr hat der Mensch seine vollkommene Stärke; im fünfmal sieben d. i. im fünfunddreissigsten Jahr ist der Mensch in der Natur zum vollkommensten; im sechsmal sieben d. i. im zweiundvierzigsten Jahr, da hat der Mensch den allerbesten Verstand; im siebenmal sieben d. i. im neunundvierzigsten Jahr, da ist der Mensch in seinem besten Alter; im achtmal sieben d. i. im

sechsendfünfzigsten Jahr, da ist der Mensch zu allen guten Rathschlegeln am allertauglichsten; im neunmal sieben d. i. im dreiundsechzigsten Jahr, da nehmen die Kräfte ab; im zehnmal

„Beliebt war lange die Synchronisierung der Lebensabschnitte mit den Jahreszeiten: Frühling, Sommer, Herbst und Winter entsprachen Kindheit, Jugend, Erwachsenenendesein und Alter.“

„Im siebenten Jahr zeigt sich der Verstand; im zweimal sieben d. i. im vierzehnten Jahr stüpfelt die erste Woll heraus um die Lefzen; im dreimal sieben d. i. im einundzwanzigsten Jahr wächst der Bart; in viermal sieben d. i. im achtundzwanzigsten Jahr hat der Mensch seine vollkommene Stärke; im fünfmal sieben d. i. im fünfunddreissigsten Jahr ist der Mensch in der Natur zum vollkommensten; im sechsmal sieben d. i. im zweiundvierzigsten Jahr, da hat der Mensch den allerbesten Verstand; im siebenmal sieben d. i. im neunundvierzigsten Jahr, da ist der Mensch in seinem besten Alter; im achtmal sieben d. i. im

sechsendfünfzigsten Jahr ist meistens das End des Lebens.“ Für solche und ähnliche Konzepte ist das 1862 erschienene Buch *Die Lebensalter. Ein Beitrag zur vergleichenden Sitten- und Rechtsgeschichte* des Germanisten Wilhelm Wackernagel übrigens noch immer eine unerschöpfliche und viel zu selten genutzte Quelle.

Gemeinsam war diesen Modellen die Vorstellung eines großen Lebensbogens, eines mehr oder weniger kontinuierlich gedachten Auf- und Abstiegs, Zeiten des Aufblühens und der Reife folgten Perioden des allmählichen Verfalls und Niedergangs. Es ist offenkundig, dass wir diesen schönen Bildern nichts mehr abgewinnen können. Die Zehnjahresschritte, mit denen noch das 17. Jahrhundert die Lebensspanne eines Menschen beschreiben konnte, sind

▷ Fortsetzung auf Seite A 2



▷ Fortsetzung von Seite A 1
 einem Konzept gewichen, das die meisten dieser Abschnitte schrumpfen oder ganz verschwinden lässt. Die Kindheit dauert gerade noch von der Geburt bis zum dritten Lebensjahr. Dann beginnt mit Kindergarten, Vorschule, Bildungsplan, Fremdsprachen, Computer-Literacy schon der Ernst des Lebens, also der Kampf um die besten Startplätze im globalen Wettbewerb. Castingshows für Sechsjährige können auch als Indiz für diesen Verlust der Kindheit gewertet werden, wie peinlich es auch sein mag, Kinder dabei zu beobachten, wie sie die Kleider, Gesten und Rhythmen der Erwachsenen imitieren.

Homer Simpson ...

Ganz so schlimm ist es aber auch wieder nicht, denn diese Erwachsenen sind ja selbst jugendlich, wie alt sie auch sein mögen. Sie kleiden sich wie Halbwüchsige, sprechen wie Halbwüchsige, hören die Musik von Halbwüchsigen, tanzen wie Halbwüchsige, sehen die Filme von Halbwüchsigen, sie denken wie Halbwüchsige – und dies bis ins hohe Alter. Es ist offenkundig, dass neben der eigentlichen Kindheit vor allem der Lebensabschnitt des reifen Erwachsenseins verschwunden ist. Die späte Pubertät oder frühe Adoleszenz sind zum generationenübergreifenden Lebensmodell geworden. Dafür gibt es eine Reihe von Gründen.

Galten in älteren Gesellschaften vor allem die biologische Geschlechtsreife und in weiterer Folge das Zeugen und Gebären eines Kindes als markantes Zeichen für den Eintritt ins Erwachsenenalter, ist dieses Merkmal obsolet geworden. Kinderlosigkeit ist zu einer normalen und akzeptierten Lebensform geworden wie eine sehr späte Entscheidung für Kinder.

Ebenso ist der Zeitpunkt des Eintritts in das Berufsleben, der für den Status des männlichen Erwachsenen vor allem in der bürgerlichen Gesellschaft signifikant war, zur Bestimmung des Lebens-

abschnitts nahezu bedeutungslos geworden. Die moderne Gesellschaft kennt den 14-jährigen Jungunternehmer, der gerade seine erste Million gemacht hat, genauso wie den 45-jährigen Habilitanden, der nach Jahrzehnten prekärer Projektarbeit noch immer auf seine erste Anstellung wartet.

Nicht zuletzt gibt es keine kulturellen Codes mehr, die eine eindeutige Zuschreibung zu bestimmten Lebensaltern erlaubten. Galt lange die Erwachsenenkultur als Norm, zu der Erziehung und Bildung hinführen sollten – und solange diese Norm von einem klassischen Ideal geprägt war, bedeutete dies im Wortsinn, dass sich jeder Jugendliche mit Bildungsanspruch die Kultur der „Alten“, nämlich der antiken Griechen und Römer, aneignen musste –, so ist mittlerweile auch die Phase, in der dieser Kultur der Erwachsenen eine eigene jugendliche „Subkultur“ gegenübergestellt werden konnte, vorüber. Nun ist die Jugendkultur die Norm, der sich auch die Älteren unterwerfen. Das heißt, dass es auch hier keine Merkmale des Erwachsenseins mehr gibt. Wer lieber Homer liest, anstatt den Simpsons zu verfallen, gilt nicht als erwachsen, sondern bestenfalls als verschroben.

„Alt wird man, wenn man das Sozialbudget belastet und zum Pflegefall wird. Die zweifellos weit nach hinten verschobene Schwelle zum Eintritt in das Alter ist deshalb negativ bestimmt.“

keine Merkmale des Erwachsenseins mehr gibt. Wer lieber Homer liest, anstatt den Simpsons zu verfallen, gilt nicht als erwachsen, sondern bestenfalls als verschroben.

... anstatt Homer

Die Stilisierung des jugendlichen Erwachsenen zum mehrere Lebensphasen umspannenden Ideal macht es nicht ganz einfach, jung zu sein. Dem schnellen Ende der behüteten Kindheit und dem frühen Auftreten typischer Merkmale des Erwachsenseins – vom Leistungsdruck über die Inanspruchnahme zahlreicher Freiheiten bis zur Absenkung des Wahlalters – korrespondieren zahlreiche Infantilierungsstrategien – von der Anhebung des sexuellen Schutzalters bis zur Pädagogisierung aller Lebensbereiche –, was in Summe zu einem ständigen und lange andauernden Wechsel zwischen Souveränitäts-

ansprüchen und Bevormundungsversuchen führen muss.

In einer Zeit jung zu sein, in der Jungsein einerseits zum gesellschaftlichen Leitbild erhoben wird und andererseits genau deshalb auch Erwachsene wie Kinder behandelt werden, muss bei Jugendlichen den Eindruck hinterlassen, dass es keinen Weg aus diesem Zustand mehr gibt: Ist die Schule endgültig geschafft, wartet ein verschultes Studium mit anschließendem durchstrukturiertem Graduiertenkolleg, und überall gibt es Trainer, Begleiter, Mentoren, Berater, Coaches und Therapeuten, die sorgsam jeden Schritt der nominell längst erwachsen gewordenen Menschen überwachen. Unmündigkeit, einst Merkmal der Minderjährigkeit, ist zu einem gesellschaftlich akzeptierten, ja geforderten Status geworden. Jugend ist deshalb vor allem für junge Menschen eine Falle, aus der es keinen Ausweg mehr gibt. Die sukzessive Demontage der Matura, der „Reifeprüfung“, und ihre anvisierte Ersetzung durch spezielle „Eignungstests“ bestätigen diesen Befund: Menschliche Reife ist eine antiquierte Kategorie, testen kann man auch schon Dreijährige.

Die Etablierung der Jungkultur zum einzig „legitimen“ Geschmack macht es zudem auch einfach, nicht erwachsen werden zu müssen. Es genügt, so zu bleiben, wie man ist, und alle sagen: Du darfst. Und für nicht mehr ganz so Junge reicht es, sich der Jugend, ihrer Mode, ihrer Musik und ihrer Sprache anzugleichen und darauf zu verzichten, eine eigene Kultur des erwachsenen oder älteren Menschen zu entwickeln und zu behaupten. Solange man sowohl körperlich als auch geistig einigermaßen gesund ist, scheint „Alter“ keine relevante Größe zu sein. Die Formel von der Generation 50+ deutet dies an: Erfolgreiche Manager oder Wissenschaftler auf dem Höhepunkt ihrer Karriere zählen ebenso dazu wie agile Frühpensionisten, die die Welt bereisen, Dirigenten gehören beim Eintritt in dieser Altersgruppe überhaupt noch zum Nachwuchs, und auch ein omnipräsenter, von Einfällen sprühender ehemaliger Operndirektor kann den

Eindruck erwecken, dass er mit 75 Jahren eher zwangspensioniert denn in einen wohlverdienten Ruhestand versetzt wurde.

Chemisch unterstützte Potenz

Früher wurde man alt, wenn jene Kräfte nachlassen, die für Sigmund Freud den einigermaßen gesunden Menschen charakterisieren: die Arbeits- und die Liebesfähigkeit. Vielen Kulturen galten deshalb das Ende der Reproduktivität – vor allem bei der Frau – und die zunehmende körperliche Schwäche – vor allem beim Mann – als deutliche Signale des Alters. Keine Frage, dass sich auch diese Grenze aufgrund einer besseren gesundheitlichen Verfassung der Menschen und dank des medizinisch-technischen Fortschritts nicht nur nach hinten geschoben hat, sondern als Merkmal des Alters ebenfalls nahezu unbrauchbar geworden ist. Chemisch unterstützte Potenz und technisch induzierte Reproduktivität ermöglichen den 70-jährigen Playboy ebenso wie die Mutterschaft nach dem Klimakterium.

Gerade weil es keine kulturell verbürgten Grenzen zwischen Jung und Alt mehr gibt und Jugendlichkeit die Norm darstellt, hört das Alter auf, ein kulturelles Phänomen zu sein. Nichts, was einst als positive Kulturleistung mit dem Alter assoziiert wurde – Reife, Erfahrung, Weisheit, Souveränität, Erinnerung –, spielt für diesen Lebensabschnitt noch eine Rolle. Unsere Gesellschaft kennt weder eine Kultur noch eine Ästhetik des Alters. Die Devise lautet: jung bleiben, solange es geht. Die kulturelle Entfremdung, die das Alter einstens mit sich brachte und die noch Jean Améry in seinem 1968 geschriebenen Essay *Über das Alter* zu einem wesentlichen Merkmal dieser späten Lebensphase machen konnte, ist deshalb kaum noch nachvollziehbar. Natürlich würde kein alternder Intellektueller heute zugeben, dass er seine Zeit nicht mehr versteht, dass ihm die Kunst und die Mode, die Musik und Literatur, die Sprache und die Technik der Jungen fremd geworden sind. Heute ist das Gegenteil der Fall, und erst vor kurzem rühmte sich der alternde Günther Grass, dass er problemlos den Jargon der Jungen beherrsche.

„Es ist offenkundig, dass neben der Kindheit das reife Erwachsensein verschwunden ist. Die späte Pubertät oder frühe Adoleszenz sind das generationenübergreifende Lebensmodell.“

chenden, manchmal dramatisch in Erscheinung tretenden physischen und psychischen Verfalls. Alt wird man, wenn man das Sozialbudget belastet und zum Pflegefall zu werden droht. Die zweifellos weit nach hinten verschobene Schwelle zum Eintritt in das Alter ist deshalb durch und durch negativ bestimmt.

Zukunftsvergessenheit

Entrinnen können wir dem Alter aber nicht. Irgendwann wird auch in einer auf Jugendlichkeit getrimmten Gesellschaft das Alter unübersehbar. Es beginnt, nahezu unbemerkt, dann doch auch früher als gemeinhin angenommen. Auch ohne alle Anzeichen körperlicher oder seelischer Schwächen spüren wir das Alter dann, wenn die Zeit, die vor einem liegt, kürzer wird als die Zeit, die man schon gelebt hat. Es macht sich bemerkbar, wenn die Erinnerungen wichtiger werden als die Erwartungen (siehe „Ich frage mich ...“ von Sibylle Berg, ALBUM Seite 12; Red.). Es fängt an, wenn die Optionen schrumpfen und nicht mehr alles, sondern nur mehr einiges getan werden kann. Der Jugend, so erkannte schon Schopenhauer, erscheint das Leben unendlich. Sie hat alle Möglichkeiten und kann es sich deshalb auch leisten, sich nicht gleich auf alles festlegen zu müssen. Alt wird man, wenn klar wird: Es wird nicht mehr alles möglich sein. Das Alter, so der Philosoph Odo Marquard, ist deshalb auch „illusionsresistent“ und gefeit gegen jeden „Zukunftskonformismus“. Es widerspricht der Logik des Alters, nur das gut zu finden, was erst kommen wird. Dass dies in einer jugendorientierten und zukunftsüchtigen Gesellschaft irgendwann dem Alter vorgerechnet werden wird, haben

dieser Tage die Gegner von „Stuttgart 21“ zur Kenntnis nehmen müssen. Es wären nur die starrköpfigen Alten, die sich gegen dieses Projekt sträuben, da sie vom neuen Bahnhof auch nichts mehr haben werden – so urteilte Dirk Kurbjuweit jüngst harsch im Nachrichtenmagazin *Der Spiegel*. Und schon gibt es für diese renitente Haltung der Alten ein neues, schönes Wort: Zukunftsvergessenheit.

... und künstliche Befruchtung

Die meisten Alten aber demonstrieren nicht in Stuttgart, sondern versuchen, sich von Jungen das Internet beibringen zu lassen, werden also zu Schülern ihrer Kinder. Wenn es für das Alter keine kulturellen Codierungen mehr gibt, hört es auch auf, ein gesellschaftliches Phänomen zu sein. Es wird zum Schicksal, zur Erfahrung des Einzelnen. Diese Erfahrung aber, so notierte es sich einmal der Schriftsteller Robert Menasse, ist eine, aus der man nichts mehr lernen kann. Am Phänomen des Alters selbst muss auch das wohlmeinende Konzept des lebenslangen Lernens scheitern: Man kann nicht noch einmal alt und es dann besser machen. Auch die Irrtümer sind ein Vorrecht der Jungen. Das macht das Alter tatsächlich zu einer Phase, in der vieles, was frühere Zeiten als Weisheit erklären wollten, eher der Vorsicht des Unwiderruflichen geschuldet ist.

Zu altern beginnt man in der öffentlichen Wahrnehmung heute deshalb erst dann, wenn das Alter sich nur mehr auf einer einzigen Ebene wirklich bemerkbar machen kann: der des manchmal schleichen, manchmal dramatisch in Erscheinung tretenden physischen und psychischen Verfalls. Alt wird man, wenn man das Sozialbudget belastet und zum Pflegefall zu werden droht. Die zweifellos weit nach hinten verschobene Schwelle zum Eintritt in das Alter ist deshalb durch und durch negativ bestimmt.

Alt wird man heute, wenn die Schmerzen zunehmen, die Glieder versagen, das Gedächtnis nachlässt, das Begehren schwächer wird, das Interesse an der Welt abgelöst wird durch das Interesse an der immer fraglicher werdenden eigenen Befindlichkeit. Simone de Beauvoir und Norberto Bobbio haben in ihren Reflexionen über das Alter genau diesen Aspekt ins Zentrum gerückt. Das so bestimmte Alter fällt zusammen mit jenem Lebensabschnitt, der einstens dem Greis bestimmt war. Alt ist man, so Bobbio, wenn es „kein Weiterleben“, sondern nur mehr ein „Nicht-Sterbenkönnen“ gibt. Das ist die Theorie und Praxis der Lebensalter unserer Epoche: Wir taumeln von der Dauerpubertät direkt in das Greisenstadium.

Dazwischen ist: nichts.



Konrad Paul Liessmann, geb. 1953 in Villach, ist Univ.-Prof. für Philosophie in Wien, zudem Essayist, Literaturkritiker und Kultur-

publizist. Zuletzt erschien von ihm *Das Universum der Dinge: Zur Ästhetik des Alltäglichen* (Zsolnay, 2010).

IMPRESSUM:

Redaktion: Christoph Winder (Leitung), Mia Eidhuber (Titel, Ich frage mich ...), Stefan Gmünder (Literatur), Tanja Paar (Reisen).
 Mitarbeiter: Wojciech Czaja.
 Sekretariat: Esther Hecht.
 Layout: Armin Karner, Claudia Machado-Handsurs, Lukas Adelinger.
 E-Mail: album@derStandard.at



Ewige Teenager: „Material Girls“ Madonna und ihre doch um ein paar Jahre jüngere Tochter Lourdes bei der Präsentation einer Modelinie. Unt: Energiebündel und Berufsjugendlicher Mick Jagger, einst und heute. Fotos: AP (3)



In Japan wohnen nur noch Greise

So schnell wie Japan altert kein anderes Land. Mit häufig eigenwilligen Technologien sollen die Probleme der Senioren entschärft werden.

Von Ernst Strouhal

Er schrieb mir: „Ich werde begrüßt, dass Sie kommen und ich freue mich, mit ihnen zu treffen. Ich willkomme zu Hause Besuch und möchte an Abendessen einladen, aber ich hoffe nicht so später Abend. Haben Sie Interesse in Japan? Fahren Sie allein oder mit der Gruppenmitglied?“

Herr Mitsukuwa verfügt über das wunderbarste Deutsch, das man sich denken kann. Er entschuldigt sich, Deutsch habe er während des Krieges durch Schallplatten von Zarah Leander gelernt. Englisch, die Sprache der Amerikaner, war verpönt. Und er entschuldigt sich weiter, wie es die japanische Etikette vorschreibt, für „seine sehr kleine Haus“, in das er einladen wird, und dann rätselhaft: „weil meine Frau der Schwachsinn ist.“

Herr Mitsukuwa ist nicht leicht zu erreichen. Von Tokio fährt man mit dem Shinkansen-Express nach Kioto, dann mit der Homkyaliner nach Juso und von dort Richtung Kobe, bis man nach Tsukagutchi kommt, im Grunde ein einziges, gigantisches urbanes Konglomerat im Süden von Honshu. Mitsukuwa hat für seinen Gast eine Skizze angefertigt, einem Spielbrett gleich mit schraffierten Feldern, gestrichelten Linien und Pfeilen. „Ich werde am Bahnsteig warten.“

Mitsukuwa ist 86 Jahre alt. Er ist Experte für die Kulturgeschichte asiatischer Spiele und längst emeritiert. In seinem Arbeitszimmer präsentiert er seine Schätze: ein Brettspiel aus dem 18. Jahrhundert, ein kostbares Mah Yong, alte Manuskripte, erworben in Hongkong, ein Schachspiel aus China. Früher sei er viel gereist, jedes Jahr zumindest einmal nach Europa, aber jetzt weniger, weil er sich kümmern müsse. Die Tage verbringt er in der Bibliothek, wo er alte Chroniken auf spielrelevante Passagen durchkämmt. Die Gegenwart, die lauten Pachinkohallen oder Pokerrunden im Internet, interessieren den Historiker wenig. Jemand ruft von oben, Mitsukuwa entschuldigt sich förmlich und verschwindet für ein paar Minuten. Am Treppenabsatz ist ein Holzgitter montiert wie für Kinder.

Japan gilt als die am schnellsten alternde Gesellschaft der Welt. Rund 40.000 Menschen sind be-

reits 100 Jahre und älter, manche gehen verloren. Von einer Alterspyramide kann kaum noch die Rede sein. Das Layout der Grafiken hat sich in Japan wie in Europa von einer pyknischen zu einer athletischen Gestalt gewandelt: 2040 wird rund ein Drittel der Menschen 65 Jahre und älter sein.

In 20 Jahren wird auch in Wien die Alterskohorte der 70- bis 80-Jährigen als die häufigste das Stadtbild prägen, dazu kommt eine rapide wachsende Zahl von Hochbetagten. 2040 wird mit etwa 40.000 Demenzpatienten in Wien gerechnet, zwei von drei betreuenden Personen sind älter als 60 Jahre. Nach dem Tee und dem Konfekt die erste Flasche Wein. Mitsukuwa öffnet sie flink, behände und nicht ohne Vorfreude.

Er habe „Riesling“ besorgt, ein Wort, das phonetisch zu „Uisink“ umgedeutet wird, begleitet beim ersten Schluck von einem fröhlichen „jo Östeaich, Post!“. Mitsukuwa lacht und trinkt. So könnte man sich, bis auf ein paar Altersflecken, die eigenen 80er gut vorstellen, denkt man. Dann wieder die Stimmen von oben. In Wahrheit habe er jetzt mehr zu tun als je, sagt Mitsukuwa, er gibt nach wie vor eine Schriftenreihe an der Honsei-Universität in Tokio heraus. Jetzt widmet er sich den Quellen, endlich, für die Grabarbeit hat ja sonst niemand Zeit.

Er habe Glück, viel Glück im Leben gehabt. 1945 ist seine Familie von Hiroshima nach Yokohama übersiedelt, nach dem Krieg war es lange verboten gewesen, über die Atombombe zu sprechen, die Amerikaner wollten es nicht, und für die japanischen Patrioten war es eine Schmach. Seine Großmutter hat den Kimono nie abgelegt, aber er erinnere sich noch genau, als er die Mutter erstmals in einem westlichen Kleid gesehen hat. Eine Veränderung wie bei den Badeanzügen und der Musik, auch die Häuser haben sich verändert.

Auf der Expo in Aichi hat die Forschungsabteilung von Toyota vor fünf Jahren erstmals eine Gehmaschine vorgestellt, in futuristischem Design und knalligen Farben. Der intelligente Thron „i-foot“, der seinen Besitzer auf zwei Beinen durch die Straßen trägt, wirkte wie ein Stück spleeniger Jugendkultur, aber gedacht war er natürlich für Greise. Die Maschinen sind seitdem kleiner und effektiver geworden. Seit Jahren läuft die Seniorentechnik auf Hochtouren, und es ist erstaunlich, welche Kreati-



Misst Puls und singt Kinderlieder zur Beruhigung: Therapie-Roboter Paro.

Foto: Simple Images

vität die Industrie Nippons entwickelt, wenn sie einmal einen konkreten Markt verortet hat: Der Markt der Zukunft ist der Markt für alte Menschen. Der „Walking assist“, den Honda 2008 von Osaka aus ins Rennen schickte, ist eine Art elektronischer Kraftverstärker für gehbehinderte Personen. Das Gerät wird um die Hüften und Oberschenkel geschnallt, es stabilisiert und verlängert die Schrittlängen und ermöglicht die Bewältigung längerer Gehstrecken bei niedriger Herzfrequenz.

Auch Honda verwendet für seine Walking Devices jugendliche Models, Zielgruppe der elektronischen Krücken sind aber muskelschwache, noch mobile Hochbetagte. Für die Fast-Bettlägerigen entwickelte Panasonic im Vorjahr ein Roboterbett bis zur Marktreife. Das Bett verwandelt sich auf Wunsch des Liegenden in einen Rollstuhl, der per Sprachsteuerung oder Joystick gesteuert wird und nach jedem Ausflug wieder selbstständig ins Bett einparkt. Die Apparatur erhöht die Mobilität und gewährt seinen Benutzern einen „extralevel of independence“.

Dass das Hightech-Bett vor allem die chronisch angespannten Budgets von staatlichen Krankenhäusern entlastet, ist ein wünschenswerter Nebeneffekt. Souveränität ist auch ein ökonomisch nicht unbedeutender Wert.

In seiner Straße, sagt Mitsukuwa, wohnen jetzt fast nur noch Alte, und beim täglichen Einkauf am Markt nahe dem Bahnhof sei er längst nicht der Älteste. Er habe die Modernisierung damals begrüßt, die Freiheit, nur die Familien sind nicht mehr so wie früher. Für die Jungen ist es nicht mehr selbstverständlich, sich um die Alten zu kümmern. Die Stadtbilder verändern sich in Japan wie

in Europa: Wo einst Plattenläden waren, dominieren heute Geschäfte für Hörgeräte. Die Silberücken haben Geld, und sie hören schlecht. Laut einer Studie der Uni Witten gibt es 7,5 bis 8 Millionen hörgeschädigter Senioren in Deutschland, eine halbe Million Hörgeschädigte, viele davon altersbedingt, in Österreich – ein lange vernachlässigter Markt. Aber was nützen Hörgerät oder Innenohrimplantat, was die ganze neu gewonnene apparative Fitness, wenn man nicht mehr versteht, was man hört? Die Prävalenz für die Demenzerkrankung bei über 80-Jährigen wird von verschiedenen Studien auf etwa 20 Prozent geschätzt, für 2050 rechnet man in Wien mit 28.000 an Alzheimer erkrankten Menschen, bei etwa 6000 Neuerkrankungen pro Jahr.

Auch hier hat sich ein neuer Markt formiert: Auf der CES (Consumers Electronics Show) in Las Vegas wurden zu Jahresbeginn Ortungsgeräte auf GPS-Basis für verlorengegangene Menschen angeboten und vor allem elektronische Braintrainer: Sie nähren das Versprechen nach kognitivem Leistungserhalt. Experten wie etwa Florian Schmiedek vom Berliner Max-Planck-Institut für Bildungsforschung bleiben skeptisch. Wohl ist die lebenslange Plastizität des Gehirns längst erwiesen, aber ob man durch maschinengesteuertes Memorieren von Wortlisten verlegte Schlüssel tatsächlich schneller wiederfindet, bleibt zweifelhaft. Man könnte ebenso gut auch tanzen, Schach spielen oder plaudern.

Dass Japan führend in der Seniorentechnik ist, mag vielleicht an der animistischen Tradition liegen: Die Grenze zwischen lebendigen und toten Dingen wird nicht so deutlich gezogen wie in Europa, wo manches an Zukunftstechnologie noch unheimlich erscheint. Im Tokioter Innovationszentrum Miraikan kann man die neueste Generation der Altentechnik besichtigen. Das Miraikan will, so Direktor Mamoru Mohri, „die Menschen heute mit der neuen Weisheit des 21. Jahrhunderts verbinden“.

Was diese Weisheit ist, materialisiert sich im zweiten Stock des Gebäudes. „Paro“ ist ein kuscheliges seehundbabyähnliches Geschöpf, ein therapeutischer Roboter, der gegen Einsamkeit wirkt.

Die Stadtbilder verändern sich in Japan wie in Europa: Wo einst Plattenläden waren, dominieren heute Geschäfte für Hörgeräte. Die Silberücken haben Geld, und sie hören schlecht.

Er reagiert auf Berührungen, schmiegt sich an, fiept leise, öffnet die Augen und wendet sich seinem Besitzer zu. Die Stromversorgung erfolgt über einen Schnuller durch den Mund. In den Kliniken und Seniorenheimen sind Tiere verboten, Paro können die Patienten jederzeit mit ins Bett nehmen und im Zimmer herumtragen. Je nach Ausstattung könnte Paro in naher Zukunft die medizinische Betreuung unterstützen, den Puls messen oder auch zur Beruhigung Kinderlieder singen. Paro weist, so heißt es, „in der Endverbraucherakzeptanz große Erfolge“ auf.

Kann man sich eine Gesellschaft vorstellen, in der es keinen Unterschied mehr macht, ob man von einem lebenden Wesen oder von einem Roboter berührt wird? Nach der dritten Flasche Riesling hat Mitsukuwa fast sein ganzes Zarah-Leander-Deutsch vergessen. Er ist aufgeregt, glücklich und erschöpft. Dann nochmals die Stimme von oben, jetzt klagend, anhaltend. Der Besucher muss sich noch in das Gästebuch eintragen. Mitsukuwa reicht den Stift, der letzte Eintrag datiert aus dem Jahr 1996.



Das Bett verwandelt sich in einen Rollstuhl, der per Sprachsteuerung oder Joystick gesteuert wird und nach jedem Ausflug selbstständig wieder ins Bett einparkt.



DA MUSS MAN DURCH

Die Krisenkolumne von Christoph Winder

Bück dich nach der Euro-Münze! Der Umgang mit Bodenschätzen.

Kürzlich erblickte ich in der Unterführung am Schottentor einen wohlbelebten jungen Mann von etwa zwölf Jahren beim Erwerb einer Pizzaschnitte. Leider ging der Kauf nicht problemlos über die Bühne. Bei der Übergabe vom Verkäufer an den Käufer rutschte die Schnitte so unglücklich vom Pappsteller, dass sie mit dem Belag nach unten auf den Betonboden klatschte.

Sehr ärgerlich, doch der junge Mann ließ sich nicht ins Bockshorn jagen. Er bückte sich flugs nach unten, kehrte den Belag (Schinken und Käse) mit ein paar geschickten Wischbewegungen der rechten Hand auf den Teig zu-

rück und genehmigte sich nach dieser Anstrengung gleich einen ordentlichen Bissen. Ein patenter Bursche! Da hat der kleine Hunger keine Chance!

Um diesen Zwischenfall sollte man gewiss kein großes Aufheben machen, aber ein wenig nachdenklich sollte er uns doch stimmen: Wonach bückt sich der Mensch von heute überhaupt noch? Sinnvoll wäre beim Verlust von Geldstücken und Geldscheinen eine Unterscheidung zwischen Ein-Cent-Bückern, Zwei-Cent-Bückern, Fünf-Cent-Bückern usw., wobei logischerweise anzunehmen ist, dass die Anzahl der Bückerrinnen und Bück-

cker proportional zum steigenden Geldwert zunimmt. Die Interessenabwägung zwischen dem Wert eines Cents und einer Bück-Bemühung fällt in etwa fünfzig Prozent aller Fälle gegen das Centstück aus. Dagegen zählen 99 Prozent der Österreicher zum Typus des Hundert-Euro-Bückers. Wer sich nicht nach einem Hunderter bückt, ist entweder Milliardär oder Zuhälter.

In unserer Mittelschulzeit hatten wir einen Professor, der für seine Spargesinnung bekannt war. Bekannt war auch, dass man ihn durch das Auflegen eines Schillings auf den Boden dazu bringen konnte, beim Betre-

ten der Klasse vor allen Schülern einen Bückling zu machen und die Münze einzustreifen. Dieses Pawlow'sche Experiment wiederholten wir öfters zu beiderseitigem Nutzen: zu seiner finanziellen Bereicherung und zu unserer Erheiterung, hehehe.

Was sollten wir aus all dem lernen? Vor allem: die Augen offenzuhalten. Es gibt immer wieder Leute, die es nicht der Mühe wert finden, eine hinuntergefallene Pizzaschnitte aufzuheben. Wenn man Glück hat, kann man gelegentlich nicht nur ein paar Centstücke auf dem Boden finden, sondern durchaus auch ein saftiges Capricciosa-Viertel.



Helmut Wimmer: „Neue Technologien sind wichtig und unvermeidlich. Aber am Ende des Tages sind es die Streicheleinheiten, die zählen.“

Foto: Heribert Corn

flexibel ist, wie Architekten und Bauträger immer behaupten. Eine Gipskartonwand zu versetzen, das ist eine Riesen-Baustelle für jeden Bewohner! Das kann unmöglich die Lösung sein. Wer glaubt, der Wohnbau sei bereits zu Ende gedacht, der irrt.

STANDARD: *Wohnen im Alter – wie wichtig sind dabei neue Technologien?*

Wimmer: Ich kann gerade mal den Computer einschalten! Aber Spaß beiseite. Es sind bereits Bodenbeläge in Entwicklung, die mit speziellen Drucksensoren ausgestattet sind. Sobald jemand stürzt und die Sensoren die Kontur einer liegenden Person erkennen, werden automatisch Heimhilfe oder Rettung verständigt. Ich finde das großartig, denn das sind Maßnahmen, die es alten und gebrechlichen Personen ermöglichen, so lange wie möglich in der eigenen Wohnung leben zu können. Das ist genau das, was sich die meisten alten Menschen wünschen. Gleichzeitig ist das natürlich auch ein volkswirtschaftlicher Gewinn, denn eine einmalige Investition in so eine Technologie ist billiger als eine Langzeitpflege zu Hause und viel billiger als ein Bett in einem Pflegewohnheim.

STANDARD: *Wann werden solche Technologien spruchreif sein?*

Wimmer: Das sind sie schon! Ich war unlängst Jurymitglied bei einem Wettbewerb in Salzburg. Da ging es um altersgerechtes Wohnen. In den Ausschreibungsunterlagen waren genau solche Technologien gefordert. Wir stehen kurz davor, dass das Alltag wird.

STANDARD: *In einem Pflegewohnheim in der Nähe von Stuttgart sind seit kurzem Roboter, sogenannte „Care-O-Bots“, im Einsatz. Sie teilen in der Früh die Post aus, sammeln schmutzige Wäsche ein und grüßen freundlich.*

Wimmer: Ganz ehrlich, das halte ich für maßlos übertrieben. Technische Unterstützung schön und gut, aber am Ende des Tages zählen ein paar Streicheleinheiten vom Pfleger, von der Pflegerin mehr als ein blödes Hallo vom Roboter. Den Menschen wird man nicht ersetzen können.

STANDARD: *Wie möchten Sie in 20, 30 Jahren leben?*

Wimmer: Wenn ich es mir wünschen kann, dann im Kreise meiner Familie. In Wirklichkeit kann man nicht beeinflussen, wo das Schicksal einen hinführen wird. Und wer weiß, ob ich eines Tages nicht selbst in so einem Pflegewohnheim landen werde.

Helmut Wimmer (62) ist Architekt in Wien. Er ist vor allem im geförderten Wohnbau tätig. Im September 2010 wurde das von ihm geplante Pflegewohnhaus Leopoldstadt eröffnet.

Frau N. wohnt violett

Die Menschen werden immer älter. Und die Baubranche muss darauf reagieren. Helmut Wimmer, Architekt des neuen Pflegewohnheims Leopoldstadt, wirft einen Blick in die Zukunft. Von Wojciech Czaja

Josefine Nebes ist 82 Jahre alt. Seit kurzem wohnt sie im Pflegewohnhaus Leopoldstadt. „Davor hab ich 55 Jahre in meiner eigenen Wohnung auf der Mülkerbastei gelebt“, erzählt sie. „Aber jetzt wohn ich halt hier. Das war eine Riesenumstellung! Aber nicht schlecht, gar nicht schlecht, ist ja alles ultramodern hier!“

Am meisten schätzt die alte Dame, die mit Pelzhut und Rollator durch die Lobby wandert, ihr bunt ausgelegtes Einzelzimmer im vierten Stock: „Es gibt rosane und orangene, aber ich bin die lilane! Feine Farbe, sehr feine Farbe, und alles für mich allein! Aber wissen S' was? Das Ultraplus-Erlebnis, das ist der Balkon! Wenn's net grad so saukalt ist, dann mach ich die Fenster auf und geh raus ins Freie.“

Doch nicht alles ist so großartig, wie es scheint: „Das einzig Schiache, womit die uns abspesen wollen, das sind die grauslichen Resopal-Tische. Resopal für die Alten! Hamma scho gern. Aber ka Wunder! Wir zittern ja, wemma die Supp'n essen.“

Das Pflegewohnhaus in der Leopoldstadt – vom Begriff Geriatriezentrum möchte sich der Wiener Krankenanstaltenverbund (KAV) distanzieren – ist das erste von insgesamt acht Neubauprojekten, die im Rahmen des neuen Wiener Geriatriekonzepts bis 2015 umgesetzt werden sollen. Helmut Wimmer, Architekt des bunten Hauses, spricht mit dem STANDARD über Integration, Roboter und menschliche Streicheleinheiten.

STANDARD: *Resopal für die Alten?*

Wimmer: Manche Kompromisse lassen sich nicht vermeiden. Ja, dann gibt's halt Resopal auf den Tischen. Aber genau aus diesem Grund wurde ja das Wiener Geriatriekonzept ins Leben gerufen: Auf diese Weise wollen wir den alten Mief loswerden! Bei der neuen Generation von Pflegewohnheimen ziehen Architekten und KAV an einem Strang und machen alles Erdenkliche, um das Wohnen im hohen Alter so bequem, so vertraut und so normal wie nur möglich zu gestalten.

STANDARD: *Und das wäre?*

Wimmer: In erster Linie müssen die Wohnheime schön sein. Das klingt zwar banal, ist aber ein extrem wichtiger Faktor. In zweiter Linie geht es darum, sich konzeptionell zu überlegen, wie man in Zukunft mit alten und hochbetagten Menschen umgehen möchte. In einem Punkt sind sich Architekten und KAV einig: Weg vom Stadtrand, rein in die Stadt! Ich denke, es ist wichtig, dass man mitten im Stadtgeschehen zu Hause ist und womöglich den Lärm am Spielplatz und das Klingeln der Straßenbahn mitbekommt – und nicht isoliert auf irgendeiner stillen Waldlichtung sitzt.

STANDARD: *Oft hört man in diesem Zusammenhang auch den Begriff Integration. Das bedeutet?*

Wimmer: Im Pflegewohnheim Leo-

poldstadt haben wir eine Gartenverbindung zum angrenzenden Kindergarten. Durch den direkten Zugang soll sichergestellt werden, dass die Senioren und Kinder hin- und herspazieren können, ohne dabei auf die Straße hinausgehen zu müssen.

STANDARD: *Klingt gut. Aber funktioniert das in der Praxis auch?*

Wimmer: Bei der Eröffnung im September sind die Kinder und alten Leute zusammen aufgetreten und haben miteinander gesungen. Da hat's geklappt. Das Personal in den beiden Einrichtungen ist sehr engagiert. Ich bin überzeugt, dass es auch in Zukunft gemeinsame Aktivitäten geben wird.

STANDARD: *Das Heim, in dem wir gerade sitzen, fasst über 300 Betten. Ist das noch eine wohnliche Dimension? Oder schon eine Bettenmaschine?*

Wimmer: Die Größe ist ein wichtiger Punkt. Die wirtschaftliche Untergrenze von Pflegewohnheimen liegt bei 240 Betten pro Haus. Alles andere ist aufgrund personeller Besetzung nicht finanzierbar. Die Aufgabe eines Architekten besteht darin, diese große Zahl an Betten so locker und so natürlich unterzubringen wie nur möglich, damit der Eindruck einer riesigen Pflegemaschine gar nicht erst aufkommt. Hier in der Leopoldstadt haben wir eine Art Haus-in-Haus-Prinzip angewandt. Das heißt: Das

gesamte Heim ist in viele kleinere Einheiten aufgeteilt. Es gibt Gassen und Plätze, zudem ist jede Zimmergruppe in einer eigenen Farbe gehalten. Diese bunten Häuser, die mehr oder weniger in den Gang hineinragen, sind auch an der Fassade ablesbar.

STANDARD: *Die Bevölkerung wird immer älter. Allein in Wien sind rund acht Prozent der Einwohner älter als 75. Wie muss die Baubranche auf diesen Umstand in Zukunft reagieren?*

Wimmer: Einerseits geht es um die Schaffung von Pflegeplätzen, wie das ja schon angedacht ist. Bis 2015 soll die Zahl der Pflegebetten in Wien auf knapp 20.000 aufgestockt werden. Aber natürlich ist das nur ein kleiner, ganz kleiner Bestandteil. Die Hauptarbeit müssen wir Architekten im ganz normalen Wohnbau leisten. Das Zauberwort lautet soziale Nachhaltigkeit.

STANDARD: *Das heißt?*

Wimmer: Modulare Wohnungen, die zusammengelegt und wieder getrennt werden können, Sollbruchstellen in Wohnungstrennwänden sowie flexibel gestaltbare und beispielbare Grundrisse. Die Erfahrung der letzten 20, 30 Jahre hat gezeigt, dass das Bauen mit Gipskarton bei weitem nicht so



Pflegewohnheim in Wien-Leopoldstadt. Jedes Zimmer hat einen Balkon. Die Farben sollen das 300-Betten-Haus etwas gliedern. Fotos: M. Seidl, B. Weinberger

Opfer der Luxussteuer

Handelsroute einer Boiserie: aus einem Wiener Palais nach Böhmen, nach London und Paris, später nach New York, jetzt auf Stippvisite in München.

Von Olga Kronsteiner

Mit dem Gemeinderatsbeschluss vom 20. Jänner 1923 fing alles an. Die Gemeindebauten der Sozialdemokraten bedurften einer Finanzierung, und in der Wohnbausteuer fand man eine sprudelnde Quelle. Sie wurde die bekannteste der insgesamt 18 vom damaligen Finanzstadtrat Hugo Breitner konzipierten Abgaben, die vor allem auf den Luxuskonsum zielten. 1927 summieren sich diese Einnahmen auf 65 Millionen Schilling. Das entsprach etwa 36 Prozent der Wiener Steuereinnahmen oder 20 Prozent der Gesamteinnahmen der Stadt.

Betroffen davon waren Familien wie die der Fürsten Paar, die vorwiegend in ihren böhmischen Landschlössern weilten, und das um 1630 erbaute Stadtpalais in der Wollzeile 30 nur mehr sporadisch nutzten. Die Innenausstattung des Barockbaus wurde von 1765 bis 1771 von Isidor Canevale, einem französischen Architekten, modernisiert.

Wärmedämmung à la Rokoko

Zu den damals charakteristischen Elementen gehörten aufwändig geschnitzte und vergoldete Wandvertäfelungen, die nach ihren Vorbildern im französischen Schlossbau benannten Boiseries. Als praktische Wärmedämmung ging ihr Nutzen weit über die bloße Zierde hinaus.

Canevale – nach seinem Entwurf entstand 1783–84 der Narrenturm und zeitgleich (bis 1785) das Josephinum – lieferte das Design, die Ausführung oblag dem Bildhauer und Holzschnitzer Johann Georg Leithner. 150 Jahre später klopfte der Fiskus an die

Eine historische wertvolle Vertäfelung aus dem 1938 abgerissenen Wiener Palais Paar: bei der Pariser Galerie Steinitz im Messeangebot in München.

Foto: Steinitz, Paris



Türen des herrschaftlichen Palais, und Alois Paar drohte wegen „Unternutzung“ eine saftige Abgabe. Das Familienoberhaupt ließ die prachtvolle Vertäfelung kurzerhand abmontieren und nach Böhmen bringen. Das damit für Wohnzwecke unbrauchbare Gebäude stand leer, begann zu verfallen und wurde trotz heftiger Bürgerproteste 1938 abgerissen.

Die Spur der kostbaren Täfelung aus den Repräsentationsräumen verlor sich. In den 50er-Jahren tauchten Teile auf, die die Familie Niarchos in das Hotel de Chanaleilles (Paris) einbauen ließ. Eine weitere Gruppe, aus zwei Räumen des Palais, erwarb Sir Philip Sassoon und montierte sie auf die Wände seiner Residenz in der Londoner Park Lane. 1963 wechselten diese Boiseries neuerlich den Besitzer und fanden über eine Widmung im Metropolitan

Museum in New York eine endgültige Heimat.

Der Rest? Man weiß es nicht. Manches überdauerte die Jahrzehnte in Privatsammlungen verborgen. Und in einer solchen fand Benjamin Steinitz, Spross der renommierten Pariser Kunsthandlung, vor kurzem weitere Ensembleteile. Vor wenigen Tagen wurde diese jetzt nach München ins Haus der Kunst transportiert.

Dort kann sie die Öffentlichkeit nun erstmals – womöglich auch ein letztes Mal – seit ihrer Ausführung im Zuge der „Highlights Internationale Kunstmesse München“ (22. 10. – 1. 11.) in den von Röbbig und Steinitz präsentierten Epochenräumen bewundern. Der Kreis der potenziellen Käufer wird überschaubar bleiben. Solche historischen Interieurjuwelen haben ihren Preis – 5,5 Millionen Euro, um genau zu sein.

Am Sims in Londons elitärer King Street

Noble Zurückhaltung war an der Themse nicht das Thema: Neben der Frieze Art Fair boten auch die Auktionshäuser Gelegenheit zum Shoppen.

2008 war das absatztechnisch schlimmste Jahr in der Chronik der Frieze Art Fair, 2009 lief es wieder besser. Im Vorfeld der aktuellen Auflage (bis 17. 10.) grasierte dennoch Unsicherheit. Am Tag nach der Eröffnung war diese für einige der 173 Teilnehmer aus 29 Ländern verpufft.

Noch vor dem öffentlichen Besucheransturm hatten sich schon traditionell die Tate-Kuratoren mit ihrem 120.000-Pfund-Etat bedient. Auch zur Freude Martin Jandas (Wien), der so drei Arbeiten des slowakischen Künstlers Július Koller in der Tate-Sammlung platzieren konnte.

Angesichts der flotteren Entscheidungsfähigkeit seiner Klientel zeigte sich auch Thaddaeus Ropac freudig überrascht. Das Gros seines Umsatzes – darunter Anselm Kiefers *San Loretto* (520.000 Euro) oder Gilbert and Georges *Money Sweat* (172.000 Euro), die nach Belgien abwanderten – hatte ihm gleich der erste Öffnungstag beschert. Allerdings ortete er zeitgleich eine markante Zurückhaltung amerikanischer Käufer, nicht nur, aber auch bedingt durch die

Dollarschwäche. Neben der Europa-Dominanz zeigten sich Russen und Käufer aus dem Mittleren Osten, die dem Luxus eines Zweitwohnsitzes in London frönen, recht spendabel – so nicht ein Abendtermin bei Philips de Pury, Christie's oder Sotheby's auf deren Agenda stand. Dort harnte Etabliertes der Sparte Zeitgenössische Kunst neuer Besitzer.

Um die acht Millionen Pfund hoffte Philips de Pury (13. 10.) für 51 Schützlinge zu erwirtschaften. Dank eines hartnäckigen Telefonbieters, der sich David Hockneys *Autumn Pool* für 1,5 Millionen Euro und damit zum Künstlerweltrekord für eine Arbeit auf Papier sicherte, stieg der Gesamtumsatz nach 35 Zuschlägen auf 7,45 Millionen Euro.

Rekord für Italien-Fraktion

Deutlich besser konnte Christie's am nächsten Abend mit seiner Auswahl punkten: In der Sparte Post-War & Contemporary setzte sich – günstiger als erwartet – Damien Hirsts Schmetterlings-Epos (*I am Become Death, Shatterer of Worlds*) mit 2,46 Millionen Euro an die Spitze. Gefolgt von Takashi Murakami, dessen *Kaikai Kiki* – vielleicht auch des Versailles-Effekts wegen (Ausstellung bis 12. 12.) – die angesetzte Taxe mit 2,2 Millionen Euro fast vervierfachen konnte.

Den redensartigen Vogel schoss allerdings die Italien-Fraktion vom Sims in der King Street ab. Konkret Marino Marinis *Cavaliere* aus einer Edition von fünf Exemplaren: 5,06 Millionen Euro bewilligte ein anonymer Telefonbieter für die Bronze, die zuvor mehr als fünf Jahrzehnte die Kantine der schwedischen Arbeitergewerkschaft (Unionen) zierte. Nach insgesamt 79 Verkäufen notierte Christie's ein stattliches Tagestotal von 43,4 Millionen Euro. Sotheby's stockte den Wochenumsatz aller abgehaltenen Evening Sales um weitere 34,7 Millionen auf mehr als 85 Millionen Euro auf. (kron)



Marino Marinis bronzenener Reiter (Cavaliere, 1951–55) bewilligte bis zu 5,06 Millionen Euro.

Foto: Christie's

Sechs Augen sehen mehr

Der heimische Kunstmarkt laboriert an Überalterung. Das hat Gründe und auch Vorteile.

Als ob es darob etwas zu gewinnen gäbe, taten einige Wiener Kunsthändler in den letzten Wochen ihre Bestandsjubiläen kund: Auf neun Jahrzehnte bringt es die Hauschronik der in dritter Generation geführten Galerie Szaal. Eine Ausnahme. Der Löwenanteil der schwerpunktmäßig im Osten Österreichs angesiedelten Protagonisten hat höchstens 30 (Giese & Schweiger, Ursula Hieke) oder 35 (Wolfgang Bauer/Bel Etage) Jahre auf dem Firmenbuckel.

Mit einem soeben vollendeten Jahrzehnt zählt Roland Widder jedenfalls zu den jüngsten Firmengründern. Sein Startkapital waren auch die Erfahrungswerte seiner Mutter, die drei Jahrzehnte lang einen Kunsthandel in Linz führte. Die nächste Generation entschied sich dann für den stärker frequentierten Marktplatz Wien. Insofern tigerte Alexander Giese – in der Akademiestraße, in einträglicher Innenstadtlage – ins vorbereitete Nest, eine ansehnliche Kundenkartei und volles Bilderlager inklusive. Vor einem Dutzend Herbstsaisonen wurde aus dem Duo (Harald Schweiger, Herbert Giese) ein partnerschaftliches Trio, bei dem, so der Blick aus der Vogelperspektive, keiner den an-

deren missen mag. Ob er auch ohne väterliche Vorarbeit diesen Berufsweg beschritten hätte? Vermutlich der mangelnden fachlichen Praxis und auch des fehlenden Kapitals wegen nicht. Dazu die etablierte Konkurrenz, nein. Und das erklärt stellvertretend, warum die Generation „30 plus“ derzeit – quasi auf halbem Weg zur endgültigen Übernahme der Familienbetriebe – hierzulande eher aus der zweiten Reihe agiert, statt den Alleingang zu wählen. Das Miteinander zweier Generationen hat sich im heimischen Kunsthandel als durchaus zeitgemäßes Erfolgsmodell durchgesetzt. Sechs Au-



gen sehen eben mehr, fasst es Alexander Giese treffend zusammen.

Flott über den Kamm geschert: Abseits der auf Zeitgenössisches fokussierenden Galerieszene laboriert der Kunsthändlerplatz Österreich damit an notorischer Überalterung. Auch die bediente Hauptklientel betreffend, die 50, wenn nicht 60 Lenze zählt. Die Gründe liegen für den 34-Jährigen, selbst Vater zweier Kleinkinder, auf der Hand. Seine Prioritäten wie die von Altersgenossen seien andere: Urlaub mit der Familie, ein Auto kaufen, ein Eigenheim finanzieren, etwa in dieser Reihenfolge.

Primärerfordernisse, fasst Otto Hans Ressler („im Kinsky“) zusammen, die es zu sichern gilt, bevor man sich den Luxus Kunst leisten kann und will. Das Alter der Kunden würde von Auktionshäusern ja nicht erfasst, die nationale Zuordnung von Lebensalter und bevorzugter Sparte weiche aber von den internationalen Gepflogenheiten kaum ab: Der Typ Zeitgenössisches zählt zwischen 30 und 45 Jahre, bei Klassischer Moderne käme man mit 35 bis 70 auf die größte Spannweite. Kunst des 19. Jahrhunderts würde eher von Mittfünfzigern und 80-Somethings gekauft, Gemälde Alter Meister wiederum von 55- bis 75-Jährigen. (kron)



Zwei Generationen, drei Partner: Alexander Giese, Harald Schweiger und Herbert Giese. F.: Giese & Schweiger

MARKTPLATZ

430.000 Euro für unautorisierten Druck

Vergangenen Samstag (16. 10.) versteigerte das Berliner Auktionshaus Schlegel einen Höhepunkt der jüngeren Philatelie-Chronik. 14 Millionen Briefmarken waren bereits gedruckt, als Sean Hepburn Ferrer 2001 die Herausgabe der Briefmarke mit dem Konterfei seiner Mutter Audrey Hepburn untersagte. Einzelne Marken gelangten dennoch in Umlauf und erzielten Rekordsummen. Für einen guten Zweck (Unicef, Audrey Hepburn Children's Fund) trennte sich der Sohn jetzt von einem postfrischen Zehnerbogen, für den ein anonymer Sammler entgegen dem ursprünglichen Nennwert (31 €) 430.000 Euro bewilligte. (kron)

Wachablöse in München

Eine lukrative Teilnahme bei der 55. Kunst-Messe München (bis 24. 10.) verzeichnen derzeit Kunsthändler aus Österreich. An einen Neukunden reichte Walter Moskat Alfons Waldes *Winterlandschaft* (320.000 Euro) weiter und die Galerie Kovacek Spiegelgasse ein Stillleben von Carl Schuch in eine norddeutsche Privatsammlung. Zeitgleich transportieren jetzt andere Kollegen ihre Ware an die Isar. Salis & Vertes, Wienerroither & Kohlbacher (beide Klassische Moderne), Simon Weber-Unger (Kunstkammerobjekte) und Johannes Faber (Vintage Fotografie) putzen das Debüt der „Highlights Internationale Kunstmesse München“ (22. 10. – 1. 11.) im Haus der Kunst auf. (kron)

Wiener Internationale Kunst & Antiquitätenmesse

Ab 30. Oktober (bis 7. 11.) versammeln sich 37 Teilnehmer (darunter fünf Kunsthändler aus Deutschland) zur traditionellen Wikam im Palais Ferstel und im Palais Niederösterreich. Zu den Besonderheiten der aktuellen Auflage gehören Sonderausstellungen von Alfred Zoff (Galerie Szaal), Albrecht Dürer und Rembrandt van Rijn (Kössl-Kunst & Teppich) oder zu den Arbeiten der Wiener Kunst- und Keramischen Werkstätten (Kunsthändler Czaak). (kron)

Wunderkinder – Wundergreise

Schach verjüngt sich an der Spitze. Die Gegenwart bevorzugt eindeutig die Qualitäten jüngerer Gehirne. Von ruf & ehn

Bekanntlich und beharrlich wird an dieser Stelle seit vielen Jahren die These bezweifelt, dass das Schachspiel eine Sportart ist. Wenn wir aber für einen kurzen Moment doch annehmen, es wäre Sport, dann ist Schach jene Disziplin, die die größten Altersunterschiede zwischen den Spielern zulässt. Beim offenen Turnier in Reykjavík 2007 wurde ein Weltrekord aufgestellt: Der 103-jährige Gunnundur Kristjánsson traf auf den fünfjährigen Alfred Valencia. Der Altersunterschied betrug 98 Jahre. Der Alte gewann nach einem mehrstündigen Endspiel und kommentierte trocken: „Ich weiß nicht, was mit der heutigen Jugend los ist.“

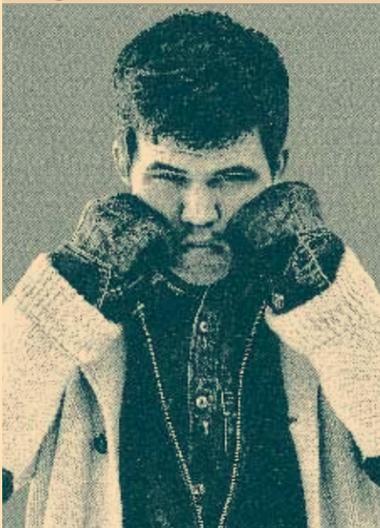
In Wahrheit wird Schach an der Weltspitze seit Jahrzehnten immer jünger. Für Wundergreise ist nur noch wenig Raum: In der aktuellen Weltrangliste der besten hundert Spieler findet sich kein Großmeister mehr, der älter ist als 45 Jahre! Schach-Methusalem ist das einstige Wunderkind Nigel Short mit eben 45 Jahren auf Rang

48. Jüngster Top-100-Spieler ist der 16-jährige Holländer nepalesisch-russischer Herkunft Anish Giri. 61 Prozent der Top-großmeister sind unter 30 Jahre, nur acht sind älter als 40.

Der historische Vergleich von Spitzenturnieren im Zeitraum von 1881 bis 1910 mit Turnieren von 1981 bis 2010 zeigt, dass das Durchschnittsalter der Teilnehmer von 37,6 auf 30,1 Jahre sank. Bei Weltmeisterschaften wird der Trend zur Jugendlichkeit noch deutlicher: Waren die WM-Kandidaten zwischen 1881 und 1910 im Schnitt noch 44,5 Jahre alt, so sank der Altersschnitt bei WMDuellen 100 Jahre danach auf 31,2.

Die Ursachen sind klar: Die für das Spitzenschach

Junge Schachwelt



Top 100 Großmeister nach Alter	
unter 20	10 %
20 – 30	51 %
31 – 40	31 %
über 40	8 %

Jüngster: Anish Giri (Holland, 16 Jahre)
Ältester: Nigel Short (England, 45 Jahre)
 Großmeister M. Carlsen; Foto: G-Star DER STANDARD

erforderte Mixtur aus Konzentrationsfähigkeit, Geschwindigkeit, Motivation und computergestützter Vorbereitung bevorzugt eindeutig jüngere Gehirne.

Das Großmeisterturnier von Bilbao bildete eine kleine Ausnahme. Die Alters-

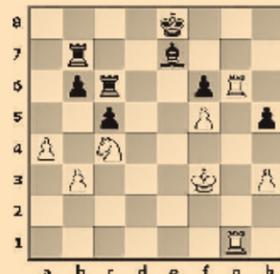
kohorte der 30- bis 40-Jährigen schlug zurück. Gleich zu Beginn zeigte Vladimir „Big Vlad“ Kramnik dem 19-jährigen norwegischen Model Magnus Carlsen, nebenberuflich die Nummer eins der Weltrangliste, wozu ein Familienvater im Greisenalter von 35 Jahren in der Lage ist.

Kramnik – Carlsen

Bilbao 2010

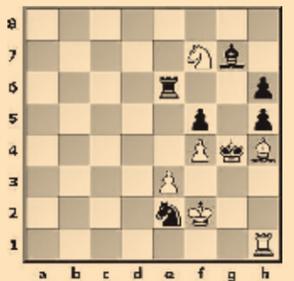
1.d4 Sf6 2.c4 e6 3.Sf3 b6 4.g3 La6 5.Da4 Ein im Vergleich zu 5.b3 seltenes Abspiel. 5... Lb7 6.Lg2 c5 7.dxc5 bxc5 8.0-0 Le7 9.Sc3 0-0 10.Td1 Db6 11.Lf4 Td8 Alles nach bekannten Mustern. 11... Dxb2? 12.Tab1 Dxc3 13.Txb7 mit der Drohung Ld2 und Damenverlust kommt natürlich nicht infrage. 12.Tab1 Kramnik geht neue Wege. Nach 12.Td2 Lc6 13.Dd1 Db7 nebst Sa6-c7 gleicht Schwarz aus. 12... h6 13.Db5 Lc6 Am einfachsten konnte sich Schwarz mit 13... d5 befreien. 14.Dxb6 axb6 15.b3 Ein Schlag ins Wasser wäre 15.Lc7 Tc8 16.Lxb6? Ta6. 15... g5!? Scharf. 16.Lxb8 Taxb8 17.Se5 Lxg2 18.Kxg2 Tbc8 19.e4 d6 20.Sd3 Kf8 Wieder geht Carlsen großzügig an der Befreiung mit 20... d5 vorbei. 21.h3 Sd7?! Jetzt war 21... d5 schon mehr als angebracht. 22.f4 Sb8 Auch nach 22... Lf6 23.Sb5 Ke7 24.Tbd1 steht Weiß besser.

23.Sa4 Durch den Angriff auf den Bb6 gewinnt Kramnik Zeit, um seine Türme auf der d-Linie zu verdoppeln. 23... Sd7 24.Sf2 Ta8 25.Td2 Ta5 26.Sc3 Sb8 27.Tbd1 Sc6 28.Sb5 gxf4 29.gxf4 d5?! Zu spät! Nach 29... Sd4! 30.Sxd4 cxd4 31.a4 Lf6 war für Schwarz noch immer alles in Ordnung. 30.exd5 exd5 31.cxd5 Txb5 32.dxc6 Tc8 33.Sg4 Der Springer strebt nach dem prächtigen Vorposten e5. 33... Txc6 34.Se5 Te6 35.Kf3 Ta5? Ein fataler Fehler. Der Turm musste unbedingt auf der vierten Reihe bleiben: 35... Tb4 36.Td7 Lf6 mit zähem Widerstand 36.Tg2! Jetzt gerät der schwarze König ins Visier. 36... f6 Nach 36... Lf6 37.Sd7+ Ke7 38.f5! muss der schwarze Turm die e-Linie verlassen, wonach Te2+ gewinnt. 37.Sc4 Ta7 Auch nach 37... Ta8 38.f5 Tc6 39.a4 nebst Tg6 hat Schwarz keine Überlebenschancen. 38.f5! Der Schlüsselszug. 38... Tc6 39.a4 Tb7 Oder 39... Kf7 40.Tg6 nebst 41.Txh6. 40.Tg6 h5 41.Tdg1 Ke8



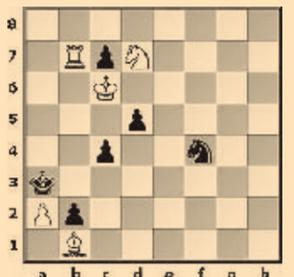
42.Se5! Die hübsche Schlusskombination im Stile Capablancas. 42... Tc8 43.Tg8+ Lf8 44.Sg6 Tf7 45.Td1! Elegant! Carlens Position bricht auseinander, Schwarz ist an Händen und Füßen gefesselt. Es droht 46.Td6 mit Gewinn des b-Bauern oder des Lf8. 1-0

Ganz leicht 1607



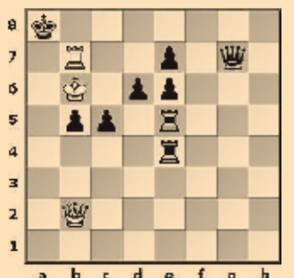
Weiß zieht, matt in zwei Zügen.

Ganz schön 1608



Weiß zieht, matt in drei Zügen.

Ganz schön schwer 1609



Weiß zieht, matt in vier Zügen.

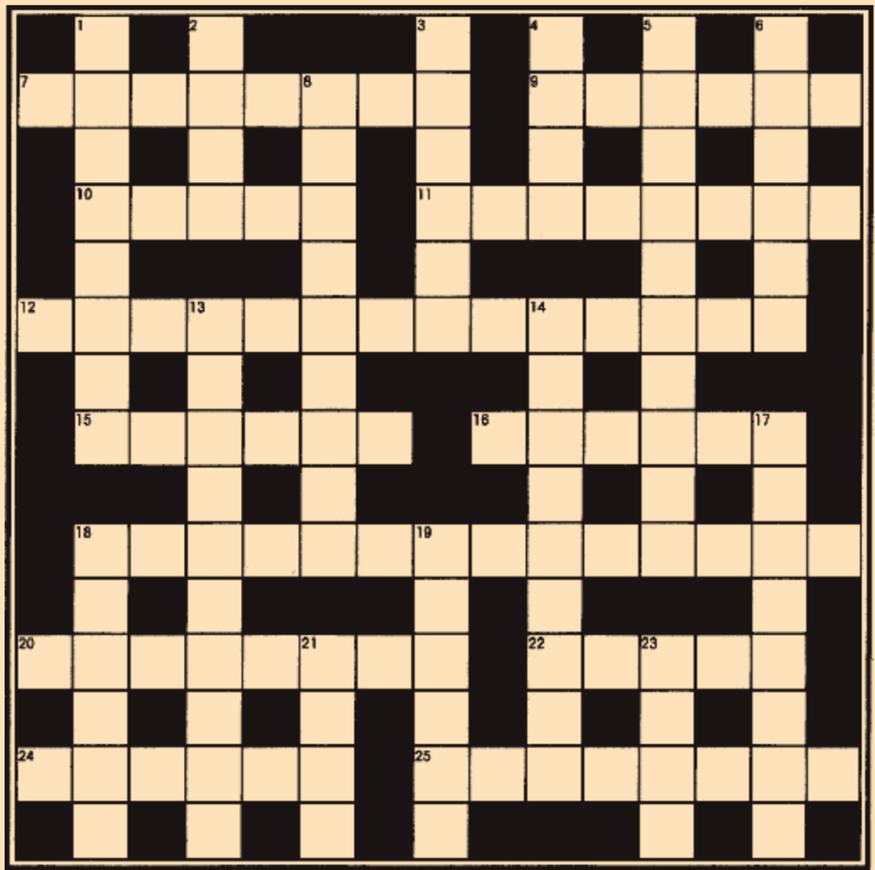
1608: 1.Sb6! cxb6 Oder 1... Te/bel. 2.Te7 matt bzw. Lxf6 2.Sxh6 matt bzw. 1607: 1.Lf6! Txf6 Oder 1... Lfngren 1944). Kf3 3.Kf1! f4 4.Lg4 matt (Bo 3.Lg2 f3 4.Lg8 matt. 2.Lg3+ Kf2 Oder 1... f4 2.Lf3+ Kf2 1606 (Vorwoche): 1.Kf2! Lösungen:

RÄTSEL

Nr. 6603 © Vera Ribarich; raetsel@derStandard.at
Waagrecht: 7 Kürzlich restaurierte Prater-Attraktion kommt zum Einsatz, wenn sie in Kanada mit dir Schlitten fahren 9 Am Start in Cape Canaveral: Raum-Fahrgerät, quasi NASA-1 10 Möbel für die (militärische) Montur 11 Tun's die Maschinen, folgt die Produktion auf flotten Füße(?) 12 Sehnsuchtsvoller Song mit Sound aus Haderndorf? 15 Aus dem Tackt geraten: „Den Werker in die Weckstatt schicke/ ich, weil da irgendwas falsch -“ 16 Ein Stück Sonnenschein – dringt derzeit nicht durch dicke Wolkendecken 18 Hier und heute Thema: Spätwerk des Baumeisters von Gizeh? 20 Darauf genommen, kannst du dich auch gerollt fühlen 22 Nicht außergewöhnlich: Worin Funktionen von Frauen enden 24 80 zu 20, dass du die Verteilung effektvoll finden kannst 25 Einatmen, anders schreiben: führt dich zu vor-mittäglichen Kulturevents
Senkrecht: 1 Achtung: Was ist z.B. im Straßenverkehr aufpässlich geboten? 2 AmerikanerIn im Shopping-Center 3 Was such ich bei unruhiger Bahnfahrt

durch Sachsen? (1-2 Worte) 4 Legendar zog Parzival/ auf die Suche nach dem - 5 Für den muss der Tiefbau(?)ingenieur eine Kellerausbildung machen? 6 So böse – aber all-anhängig verbreitet 8 Ein solcher Tisch ist bei „Bella Martha“ öfters im Bild (Hauptdarstellerin inklusive) 13 Seine Ära? Herrschaftszeit! 14 Außentourlich: Wer trotz Besuch vom Internet/ täglich daraus Ausgang hat? 17 Lieber Ein- zu Partys als Vor- als Partei (Mz.) 18 O Pteryx, wie alt ist das denn? 19 Taube Rätselnuß: Picasso, im Designstudio 21 A-us der Blumenwelt: Am Kranz geschleift, am Teppich geknüpft 23 Phalleische Großplastik riecht nach maghrebinischer Minze

Rätselauflösung Nr. 6602 vom 22. Oktober 2010:
W: 1 DA CAPO 4 GUSS 7 SCHOTEN 8 EGEL
9 STREAMS 12 FRITZ 14 ANGEHOERIGE 15 KLEID 16 WIEHERN 19 GNOCCHI 20 CURRY 21 GERN 22 GESANG
S: 2 AUSSTRAHLUNG 3 PROSA 4 GONG
5 SIEGREICH 6 REITLEHRERIN 10 ENGLISCHE 11 MEHL 13 DEMI 17 ESCHJE 18 PHON



BRIDGE

Die Partie war ein offenes Buch

Wären die roten Könige aber vertauscht gewesen, hätte es keine Erfolgsstory gegeben. Von Kurt Feichtinger

In folgender Partie (Teiler Nord, Nord-Süd gefährlich) aus einem nationalen Paarturnier eröffnete meine Partnerin das Nordblatt in Blue-Club mit 1 Karo, und Ost sprang auf 3 Pik. Es war zwar zu erwarten, dass dieser Kontrakt ein- oder zweimal fallen würde (bei perfektem Gegenspiel wären es sogar drei Faller geworden), ich wollte aber das Maximum aus dem Board herausholen und sagte daher 3 SA an. West griff mit dem Treff-König an, den ich bei Stich ließ, und setzte mit der Treff-Dame fort, die ich im Dummy mit dem Ass nahm. Es folgte die Karo-Dame vom Dummy, Ost blieb klein, und ich sah schon vor meinem geistigen Auge, wie West mit dem König stach und noch drei Treff-Stiche kassierte. Doch zu meiner Freude erschien bei West der Zehner, worauf Osts Verteilung (7-1-3-2) offenkundig war. Ich setzte mit dem Karo-Buben zu Osts König und meinem Ass fort. Es folgte Karo zum Achter im Dummy und eine kleine Pik. Ost legte die Dame vor, die ich bei Stich ließ, und setzte mit dem Pik-Zehner fort, den ich mit dem Buben stach. Auf das Abspiel der verbleibenden zwei Karo-Karten und des Pik-Asses geriet West in Abwurfzwang zwischen Herz und Treff:

NORD	♠ 53	♥ AD3	♦ DB82	♣ A962
WEST	♠ 6	♥ K109652	♦ 10	♣ KDB107
OST	♠ KD109842	♥ 8	♦ K54	♣ 53
SÜD	♠ AB7	♥ B74	♦ A9763	♣ 84

Hätte er sich vom Treff-Buben und Treff-Zehner getrennt, dann wäre der Treff-Neuner im Dummy hoch geworden, deshalb stellte er den Herz-König double. Ich warf daher vom Dummy die Treff ab und erzielte die letzten drei Stiche mit Herz zur Dame, Herz-Ass (bei West fiel der König) und Herz zum Buben. Das Score +660 bedeutete für uns den Saal-Top, denn an den meisten Tischen hatte Ost 3 Pik im Kontra gespielt und war zweimal gefallen. Nur noch ein Süd-Spieler hatte die (unterwertige) Manche erreicht, allerdings nicht 3 SA, sondern 5 Karo. Für den elften Stich in diesem Kontrakt war aber kein Abwurfzwang nötig, sondern der Herz-Verlierer im Dummy verschwand auf die hohe Pik.

Stiller Chronist im Orkan der Generationen

Auf sein Selbstverständnis angesprochen, definiert sich der Fotograf **Guido Mangold** als Handwerker, vor allem als ein „sehender Mensch, der Dinge wahrgenommen hat, die andere achtlos übersehen“. Angesichts seines imposanten, in *Fotografien 1958 bis heute* versammelten Œuvres, wird augenscheinlich, dass er Situationen im Sinne des „human interest“ dokumentierte. Dem Wunsch seiner Eltern entsprechend, hatte der 1934 in Ravensburg Geborene zunächst den Beruf des Patissiers erlernt, ging nach Kanada, wo er aber nach dem Gewinn eines Fotowettbewerbs beschloss, die Profession zu wechseln. Nach profunder Ausbildung bei Otto Steinert und Oskar Holweck, einer vom Bauhaus-Stil geprägten Schule des Sehens als „Lehre von sichtbaren Bildelementen“, profilierte er sich als international tätiger Fotojournalist, dem bei Prominenten wie Unbekannten psychologisch eindringliche Porträts gelangen. Die Retrospektive seines zwischen formaler Strenge und einfühlsamer Beobachtungsgabe oszillierenden Werks zeigt die Chronik einer sich stark verändernden Welt inmitten von Konflikten unterschiedlicher Kulturen und Generationen. *Gregor Auenhammer*

Guido Mangold, „Fotografien 1958 bis heute“. € 37,- / 160 Seiten. SchirmerMoser-Verlag, München 2010

Anti-Aging

Über die alte Suche nach der ewigen Jugend

Factum est: des Menschen Streben, trotz stets steigender Lebenserwartung bis ins hohe Alter aktiv, juvenil, attraktiv und schön zu sein, zu bleiben, zu scheinen, ist ein wesentlicher Motivationsfaktor innerhalb der Werteskala der dezidiert proklamierten Work-Life-Balance des 21. Jahrhunderts. Dass dieser Widerstand gegen den natürlichen Alterungsprozess, diese Suche nach dem Jungbrunnen zur Erfüllung der angestrebten ewigen Jugend nichts Neues darstellt, illustrieren **Markus Metka**, Präsident der Österreichischen Anti-Aging-Gesellschaft, und **Bernd Kleine-Gunk**, Präsident der Deutschen Gesellschaft für Prävention und Anti-Aging-Medizin: *Auf der Suche nach Unsterblichkeit* präsentiert kunst-, medienhistorisch relevante Darstellungen dieses Strebens von der Antike bis heute. Ein Plädoyer wider das Altern, pro juventute. *Gregor Auenhammer*

Bernd Kleine-Gunk / Markus Metka, „Auf der Suche nach Unsterblichkeit“. € 36,- / 176 Seiten. Christian-Brandstätter-Verlag, Wien 2010



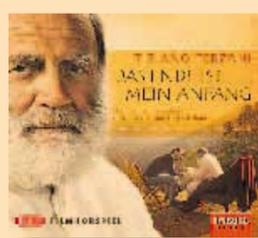
Foto: Ladstätter

Hörbuch

Am Ende ist ganz wenig viel

Am Ende hat er sich kurz gestrafft und gebannt in die Ferne geschaut. Und dann erlosch **Tiziano Terzani** Existenz auf Erden. Sein überaus bewegtes Leben und seine Arbeit, lebendig gebliebene Reportagen vor allem aus Asien, bewahren mehrere Bücher und seit kurzem auch ein Film, ein Biopic, das auf Gesprächen basiert, die der krebserkrankte *Spiegel*-Reporter vor seinem Tod am 28. Juli 2004 mit seinem Sohn Folco führte. Da hatte er sich schon länger vom Journalismus verabschiedet, sich erst allein in eine fast unzugängliche Hütte im Himalaja zurückgezogen, seine letzten Jahre verbrachte er in bewussten auf das Einfachste reduzierten Verhältnissen im italienischen Mittelgebirge. Dem Regisseur **Harald Krewer** ist das keineswegs kleine Kunst-Stück gelungen, auf der Grundlage des gleichnamigen Kinostreifens ein filmisches Hörspiel zu destillieren. Auch weil vor allem die Stimme **Bruno Ganz** nicht nur trägt, sondern weil er juchzt und jauchzt, das Sinnieren und die Einkehr zu den Werten jenseits des Materiellen packend vorführt. Die Bilder dazu vermisst man kaum. Dramaturgisch klug wird die Lebensgeschichte des Italieners vorgeführt: vom Florentiner Arbeiterbezirk über das Sinologiestudium an der Columbia University in New York bis zur Korrespondentenarbeit in Asien: in Vietnam und dem China Maos. Und schließlich an die Schwelle der Reduktion und luzider Weisheit. *Alexander Kluy*

Tiziano Terzani, „Das Ende ist mein Anfang“. € 15,20 / 67 min. Der Audio-Verlag, Berlin 2010

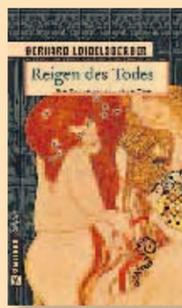


Krimi

Zwischen Landtmann und Donaukanal

Oberstleutnant **Vestenberg** ist verschwunden und taucht in Teilen wieder auf. Das dauert eine Weile, was die Fantasie des Journalisten **Goldblatt** beflügelt, dem ein Informant eine Hand plus Unterarm überbracht hat. Der Fundort am Donaukanal führt **Goldblatt** und dessen Freund, **Inspector Nechya** in die Unterwelt Wiens. **Gerhard Loibelsberger**, der ausgewiesene Krimispezialist für das Wien der Jahrhundertwende, bezieht sich schon im Titel auf **Arthur Schnitzler**: *Der Reigen des Todes* wird von **Steffi Morawec** in Gang gesetzt, einem süßen Wiener Mädel, dem ein Missgeschick passiert. Aus der Sicht der Bürger und der Ordnungsmacht ist diese **Steffi** ein verkommenes Mensch, das sich aushalten lässt. Aus der Perspektive der vielen tausenden Obdachlosen, Hungernden und Bettgeher ein Mädchen, das ums nackte Überleben kämpft und sich ihres einzigen Vermögens bedient, nämlich ihrer körperlichen Reize. **Gerhard Loibelsberger** schafft es, die konkreten historischen Bezüge nahtlos in eine spannende Handlung zu verpacken und vor dem Hintergrund der brutalen sozialen Zustände keine Nostalgie aufkommen zu lassen. Ein Glossar erläutert dankenswerterweise Begriffe wie „Griessler“ oder „Fratschlerin“, die auch eingefleischten Wienern relativ unbekannt sein dürften. *Ingeborg Sperl (www.krimiblog.at)*

Gerhard Loibelsberger, „Reigen des Todes“. € 13,30 / 312 Seiten. Gmeiner-Verlag, Meßkirch 2010

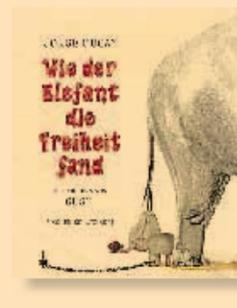


Kinderbuch

Ein Elefant, der an einer Kette hängt

Seine Kinder hörten diese Geschichte hunderte Male, bevor sie in Buchform gegossen wurde. Jetzt ist diese Parabel des Argentiniers **Jorge Bucay** endlich auch auf Deutsch erschienen. *Wie der Elefant die Freiheit fand*, heißt sie. Der Autor und sein Illustrator **Gusti** bieten Lustiges, Trauriges und nachdenklich Machendes nicht nur für Kinder. Und sie geben Hoffnung: Gib nicht auf! Probier es nochmals! Hab Mut! So könnte die Losung lauten. Ein Bub wird von der „magischen Welt des Zirkus“ angezogen. Die ist hier nicht nur hell, glitzernd und freundlich. Sie ist auch düster. Während der Vorstellung bestaunt der Junge den Auftritt des Elefanten. Danach sieht er das Tier wieder – an einer Kette hängend, die an einem kleinen Pflock festgemacht war. „Was hielt den Elefanten zurück? Warum machte er sich nicht aus dem Staub?“, fragt sich der Junge. Erst Jahre später wird er dieses Rätsel lösen können. Der Elefant war schon als junges Tier angekettet worden, hatte dagegen angekämpft, immer wieder – erfolglos: „Bis eines Tages, am traurigsten Tag in seinem kurzen Leben, der kleine Elefant es schließlich hinnahm“, heißt es. Keine Sorge: So deprimierend wird das Buch aber nicht enden. Es gibt einen Ausweg. Gute Nachrichten gibt es auch für all jene, die diese kleine Geschichte liebgewonnen haben. **Bucay**, heißt es am Buchende, „kennt mehr als 1500 Geschichten auswendig“. *Peter Mayr*

Jorge Bucay, „Wie der Elefant die Freiheit fand“. € 15,40 / 40 Seiten. Fischer Taschenbuchverlag, Frankfurt 2010



Fundstücke

Tschüssikowski bis zur Chillylesson

Das Älter- oder gar Altwerden merkt man unter anderem daran, dass man die Jugend nicht mehr versteht. Um diesen Prozess so lange wie möglich hinauszuschieben, sollte man sich darüber auf dem Laufenden halten, was in der Bevölkerung unter zwanzig gesprochen wird. Der Salzburger Pustet-Verlag hat gemeinsam mit der Arbeitsgemeinschaft MITEinanderREDEN bei diversen Anlässen Wortsammelaktionen unter Alt und Jung durchgeführt, um eine Art linguistische Brücke zwischen den Generationen zu schlagen. Die Ergebnisse dieser Tätigkeit liegen jetzt in Buchform vor – hier einige Beispiele aus dem Jargon der Jeunesse, mit der jeweiligen Übersetzung ins Hochdeutsche in Klammern: *teurgeil* (toll, super); *dick geflasht* (überwältigend); *Happyfant* (dickes Kleinkind); *krönungsbedürftig* (super); *Chillylesson* (Schulstunde mit Entspannungsfaktor); *cosmo* (großartig); *tschüssikowski* (spielerisch erweitertes Tschüss); *bissidanski* (Korrekte Antwort auf „Tschüssikowski“). Wie immer gilt bei Werken dieser Art das Prinzip, dass man sie möglichst rasch lesen sollte, denn so schnell, wie Jugendsprache alt wird, kann man gar nicht schauen. Die Jugendlichen des Jahres 2020 werden angesichts von Altbackenheiten wie *Chillylesson* oder *Bissidanski* verächtlich die Nase rümpfen. Typisch Jugendliche halt. *Christoph Winder*

ARGE MITEinanderREDEN (Hrsg.), „Oida! Der Generationendolmetscher“. € 24,- / 160 Seiten. Verlag Anton Pustet, Salzburg 2010



Trauern ist auch Erlösung

Margarete Mitscherlichs Reflexionen über das Alter überzeugen nicht in allen Details. Doch viele kleine Einsichten machen ihr Buch lesenswert.

Von Andrea Roedig

Sie sei nicht alt, sie sei uralt, sagt Margarete Mitscherlich-Nielsen über sich selbst in einem Interview. 93 Jahre zählt die Grande Dame der deutschen Psychoanalyse, wie man sie gerne nennt, und der nun erschienene Band *Die Radikalität des Alters* sammelt Lebenserinnerungen, gesellschaftliche Betrachtungen und „Einsichten einer Psychoanalytikerin“.

Wenn man die Einsichten Mitscherlichs auf zwei wesentliche Begriffe reduzieren wollte, wären dies „Trauer“ und „Emanzipation“. Beide Konzepte sind eng, sogar unlösbar miteinander verknüpft. Denn richtig verstandene Trauer ist erinnernde Bewältigung von Vergangenheit, also Emanzipation vom Gewesenen und Übernahme eigener Verantwortung.

Das gilt für Mitscherlich im feministischen wie im politischen Sinn. Immer wieder kommt sie auf den Nationalsozialismus zu spre-

chen und die emotional versteinerte deutsche Nachkriegsgesellschaft. 1967 hatte Margarete gemeinsam mit ihrem Mann Alexander Mitscherlich in dem berühmt gewordenen Buch *Die Unfähigkeit zu trauern* den Deutschen (und nicht nur ihnen) eine große gesamtgesellschaftliche Verdrängung attestiert. Vergangenheit aber „muss abgeschlossen sein, um Gegenwart herzustellen“, ist die grundlegende persönliche wie politische Einsicht.

Wohl alles, was Mitscherlich schreibt, ist aus der Perspektive jener Generation zu verstehen, die im Nachkriegsdeutschland nach einem neuen, offenen Geist und einem Instrument politischer Kritik suchte. „Psychoanalyse wurde für uns zu einer wesentlichen Denkalternative gegenüber der konservativen Rückkehr zum ‚Gedankengut‘ der Vorkriegszeit“, schreibt Mitscherlich. Es war eine „Denkalternative“ die, richtig gewendet, auch zur Emanzipation von Frauen beitragen konnte. Beeindruckend ist, wie unbeeindruckt Mitscherlich das männlich geprägte psychoanalytische Begriffsgebäude nach feministischen Kriterien

umbaut. Aus dem Ideal der Androgynie wird bei ihr die weiblich gefärbte Gynandrie, und im Ödipus-Mythos sieht sie nicht die Geschichte der mörderischen Eifersucht des Sohnes auf den Vater, sondern eher die „Schuld des bisexuellen Vaters“, der sich seines gefährlichen Sohnes entledigen will. Sehr berührend im Buch sind auch jene Passagen, in denen Mitscherlich das Freud'sche „Erinnern und Durcharbeiten“ auf die eigene Biografie anwendet.

Margarete Mitscherlich nennt sich „uralt“, aber zum Alter selbst finden sich im Buch nur wenige und nicht wirklich durchdringende Einsichten. Das mag daran liegen, dass der Körper eben altert, aber die „Lust am Denken“ für Mitscherlich ungebrochen bleibt und wohl auch ein Ausweg. Während sie den hinfalliger werdenden Körper oft „lustlos mit sich herumträgt“, bleibt die Erinnerung, „dass Gehen ein großes Vergnügen war“. „In meinen Träumen gehe oder laufe ich viel, nie habe ich auch nur die geringste Mühe damit“, schreibt sie. Viel Wesentlicheres aber erfahren wir zum Alter nicht, wie auch sonst die Ausführungen oft vage

bleiben. Denn Mitscherlichs Denken ist auf eigenwillige, manchmal ärgerliche Weise ausgewogen. Selten gibt es harsche Einschnitte, selten aber auch klare Lösungen. Ob es nun um Liebe in der Therapie, Starrsinn des Alters oder den Kampf der Geschlechter geht, Mitscherlich umkreist ihre präzise gefassten Themen, sie schweift herum, letztlich dienen Fragen dazu, Assoziationen anzustoßen, nicht aber klare Antworten zu finden.

Die Radikalität des Alters lebt von der Stimme einer weisen, gebildeten Dame, die in den Grundfesten lange gereifter Überzeugungen ruht. Das ist gut gelungen. Allerdings ist zu bemängeln, dass das Buch eine Sammlung verschiedenster Texte und Vorträge der letzten Jahre enthält und man besser daran getan hätte, Redundanzen herauszufiltern. Dass Margarete Nielsen in Dänemark als Tochter eines Arztes und Lehrerin aufgewachsen ist, mag man interessant finden, drei- bis viermal und immer wieder aufs Neue lesen möchte man es aber nicht. Es bleibt jedoch der gelungene Ton des Buches, der das Gefühl vermittelt, einer Grande Dame beim Erzählen zuzuhören, es blei-



ben die vielen weisen unbestreitbaren Einsichten wie zum Beispiel, dass Angst oft in einer Unkenntnis der eigenen Gefühle wurzelt, oder dass die Qualität des Verstandes von der Lebendigkeit der Gefühle abhängt. Es sind oft diese kleinen, hingeworfenen Sätze,

die das Buch lesenswert machen. „Bin ich eine starrsinnige alte Frau?“, fragt Mitscherlich und antwortet: „Eher nicht“. Sie ist eine sanfte Radikale. Ihre Radikalität liegt in der unbeirrbaren Beharrlichkeit, mit der sie immer wieder zu ihren großen Themen zurückkehrt: Trauer und Emanzipation. Es sind diese Begriffe, die auch den Umgang mit Alter und Tod bestimmen. „Die Vision eines hilfreichen Gottes oder einer allzeit beschützenden Mutter ist eine Illusion“, sagt die überzeugte Atheistin. Es gilt, „den Tod als Teil unseres Lebens, als Beendigung jeden Lebens anzuerkennen.“ Denn Trauer ist Emanzipation – und daher auch eine Erlösung.

Margarete Mitscherlich, „Die Radikalität des Alters. Einsichten einer Psychoanalytikerin.“ € 19,- / 270 S. Fischer, Frankfurt a. M. 2010. Mitscherlich ist am 4. 11. in der Ö1-Sendung „Im Gespräch“ zu Gast.



Der Geist spielt eine große Rolle

Was müssen wir tun, damit der Lebensabend glücken kann? Hinweis auf einige lesenswerte Bücher zum Thema Alter. Von Bert Rebhandl

Zu einem „aktiven Ruhestand“ gehört ganz klassisch auch das gute Buch. Zunehmend wird wieder entdeckt, dass Lektüre ein komplexer Vorgang ist, der für das Gehirn eine ähnliche Trainingswirkung hat wie Bewegung für den Körper. Zudem schlägt sich die demografische Veränderung auch auf dem Buchmarkt nieder – längst sind die Titel mit einschlägigen Themen nicht mehr nur für einen Nischenmarkt, sondern der „Rand“ der späten Jahre rückt zunehmend in die Mitte.

Dies lässt sich sehr schön an dem erfolgreichen Buch *Älter werden* von Silvia Bovenschen ansehen, das seit vier Jahren erhältlich ist und ein Longseller geworden ist. Als Literaturwissenschaftlerin und Essayistin hatte die Autorin

immer schon eine Fangemeinde gehabt, aber erst mit einem Buch zu einem so allgemeinen Thema wie dem Altern hat sich diese ganz entschieden vergrößert. Und dabei gibt es in *Älter werden* nichts, was die schwierigen Aspekte dieser Erfahrung zu beschönigen sucht – im Gegenteil hat Bovenschen, die an multipler Sklerose leidet, schon früh mit den Gebrechen leben lernen müssen, die in der leiblichen Existenzweise der Menschen angelegt sind.

Sie beschäftigt sich aber auch mit dem Gedächtnis, das ja überhaupt erst einen Begriff von Alter ermöglicht, weil es Menschen auf einen langen Zeitraum des eigenen Lebens zurückblicken lässt – angeblich erinnert man sich in späteren Jahren besser an die Kindheit als in mittleren, was Bovenschen zumindest nicht dementiert. Vor allem aber zeigt *Älter werden*, welche große Rolle der Geist im Prozess des biologischen Alterns spielt. Menschen, die es im Lauf ihres Lebens gelernt haben, sich mit sich selbst zu beschäftigen, sich in Texten zu reflektieren und das eigene Dasein gewissermaßen auf die Probe einer anderen, angelesenen oder zu-

gesprungen Erfahrung zu stellen, werden mit Phänomenen des Alters (mehr Zeit, weniger Perspektive, körperliche Einschränkungen, Verlust nahestehender Menschen ...) wohl ein wenig besser zurechtkommen als andere.

Dass es nicht nur um eine Maximierung von Aktivitäten des „Jungbleibens“ gehen kann, wussten bereits die antiken Philosophen. Der berühmte Traktat *De Senectute* (*Über das Altern*) von Cicero pointiert das geradezu darauf hin, dass die alten Menschen jenes Alter erreicht haben, das die jungen anstreben – sie sind an ein Ziel gelangt, das auch ein Privileg ist, und dafür kann man gern ein paar Kosten-Nutzen-Rechnungen anstellen, die heute so nicht mehr gemacht würden (Cicero vergleicht den Verlust der Lust mit dem Zugewinn an Vernunft und empfiehlt darüber hinaus landwirtschaftliche Betätigung).

100 Jahre erscheint zwar auch heute noch als ein sehr hoch gestecktes Ziel, gleichwohl gibt es immer mehr Menschen, die dieses Alter erreichen. Dies zeigt sich auch in dem Fotoband *100 Jahre Leben. Porträts und Einsichten* von Andreas Labes und Stefan Schrei-

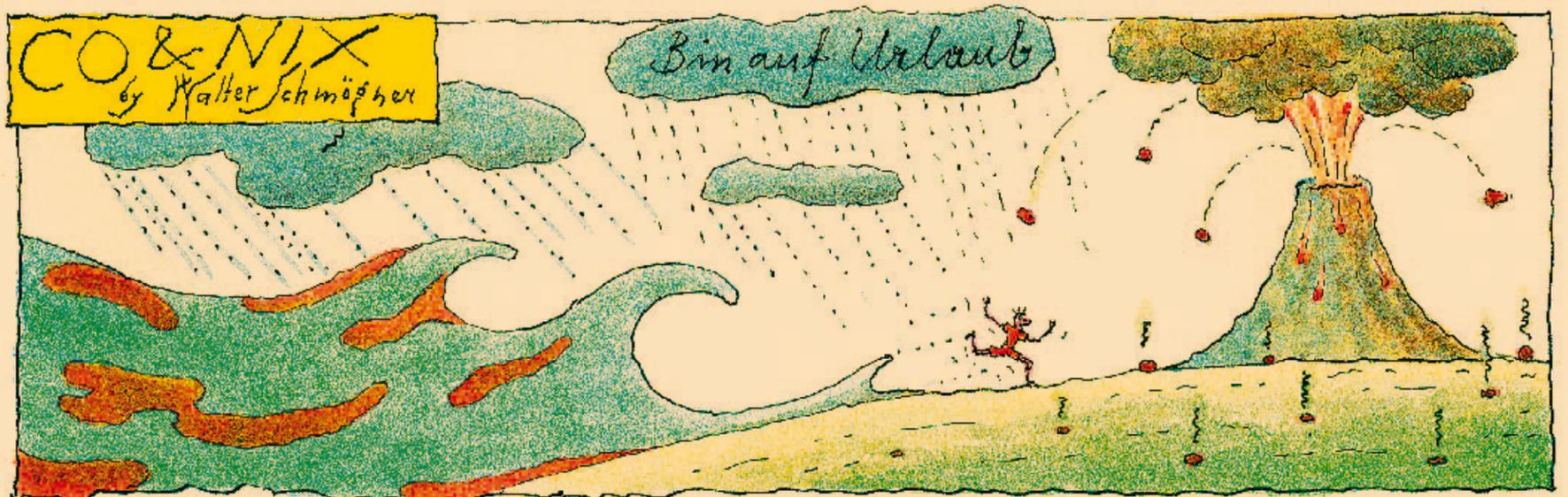
ber. Die Bilder sind am Rande eines Forschungsprojekts an der Universität Kiel entstanden, wo die Grundlagen eines gesunden Alterungsprozesses erforscht werden – in den Gesichtern der Hundertjährigen finden sich keine Aufschlüsse über die kleinen Geheimnisse, die dazu gern verraten werden (jeden Abend einen Schnaps, immer mit dem Fahrrad zur Arbeit, glücklich verheiratet sein über die diamantene Hochzeit hinaus ...), aber unwillkürlich liest man in die Mienen von sehr alten Menschen ein Mysterium hinein, das die Medizin sich zur Aufklärung vorgenommen hat.

Die Kehrseite jeder Phänomenologie eines gegliederten Lebensabends liegt in den demografischen Befunden, die nicht selten alarmistisch vorgetragen werden. In vielen westlichen Gesellschaften zeichnet sich ein Ungleichgewicht ab, für das Frank Schirmmayer, einer der fünf FAZ-Herausgeber, in seinem Bestseller *Das Methusalem-Komplotz* 2004 einen griffigen Titel gefunden hat. „Die Menschheit altert in unvorstellbarem Ausmaß“; von dieser starken These ausgehend, werden die Generationenverträge auf ihre Be-

lastbarkeit überprüft. Die Intuition, mit der Schirmmayer dabei die geburtenstarken Jahrgänge antizipierend vor das Problem eines potenziellen „ageism“ stellt, also eines Ressentiments gegen die Masse der in vielerlei Hinsicht Ansprüche stellenden Menschen der ersten Nachkriegsgeneration, hat wohl auch indirekt wiederum mit dem Buchmarkt zu tun.

Denn das Buch (wie auch die Tageszeitung) kommt selbst immer wieder in den Ruch eines generationenspezifischen Mediums, und es wird daher zur Vermeidung von größeren gesellschaftlichen Konflikten aller alten wie neuen Medien bedürfen, um begreiflich zu machen, dass das Altern schon beginnt, wenn man noch nicht einmal bemerkt, dass man jung ist – mit der Geburt nämlich, von der an die Uhr mitläuft.

Silvia Bovenschen, „Älter werden.“ € 9,- / 160 Seiten. Fischer, Frankfurt a. M.
Marcus Tullius Cicero, „De Senectute.“ € 4,- / 144 Seiten. Reclam, Ditzingen
Andreas Labes / Stefan Schreiber, „Hundert Jahre leben. Porträts und Einsichten.“ € 9,- / 160 Seiten. DVA, München 2010
Frank Schirmmayer, „Das Methusalem-Komplotz.“ € 8,- / 224 S. Heyne, München



„Warum erinnere ich mich gerade jetzt an früher?“

Ich war vor 20 Jahren das erste Mal in Italien, mit dem ersten Freund, der ersten vermeintlichen Liebe, im ersten Westauto. Und das erste teure Hotel meines Lebens. Eine Erinnerung an das Jungsein.

Von Sibylle Berg

Seit einiger Zeit erinnere ich mich an früher. Das ist wohl das Zeichen des nahenden Endes, das Kurzzeitgedächtnis tot, die Kindheit sehr nah. Warum erinnere ich mich gerade jetzt an meine erste Italienreise? Es ist so ein perfekter Moment, abends, ein Kiosk in Sestri Levante, das Meer rechts, die Pinien (Könige der Bäume) oben, und grüne Neonschrift im Himmel. Der Kaffee in dieser kleinen Bude besser als in allen bekannten Gaststätten, die Luft mild und kein Staunen mehr da.

Die Schönheit macht nichts mehr mit mir, die Luft nicht und das Meer nur Wasser. Die Erinnerung das einzig Lebendige, Trauer um die Zeit, in der alles Aufregung war.

Ich war wohl vor 20 Jahren das erste Mal in Italien, mit dem ersten richtigen Freund, der ersten vermeintlichen Liebe, im ersten Westauto. Und das erste teure Hotel meines Lebens, dessen Namen ich nie vergessen werde: Villa Villorosi bei Florenz. In einem Vorort ein Kasten, sicher fünftausend Jahre alt, der Garten zugewachsen mit Pinien, und wie die



Sibylle Berg ist Schriftstellerin, sie verfasst Romane, Essays, Kolumnen und Theaterstücke. Sie wurde in den 60er-Jahren in Weimar geboren (laut ihren eigenen Angaben lügt sie bei ihrem Alter!). Sie wollte schon mit fünf Schriftstellerin werden und verließ die DDR in den 80er-Jahren allein als Republikflüchtling. Ihr erstes (veröffentlichtes) Buch, es erschien 1997 unter dem Titel *Ein paar Leute suchen das Glück und lachen sich tot* wurde von 70 Verlagen abgelehnt. Zuletzt erschienen von ihr die Romane *Die Fahrt* (2007, Kiepenheuer und Witsch) und *Der Mann schläft* (2009, Carl-Hanser-Verlag), der auf der Longlist des Deutschen Buchpreises landete. Frau Berg ist verheiratet und lebt in der Schweiz, wo sie immer schon leben wollte.

duften in der Nacht, und wie die Grillen Geräusche machen, und ich am Fenster und gar nicht wissen, was man mit so einer Nacht anfangen soll. Sie essen, vielleicht?

In einem Hotel mit gedämpftem gelbem Licht, so einem, vor dem ich sonst nur kurz gestanden war, die Buchsbäume anschauend, links und rechts des Einganges, und denkend: Das werde ich wohl nie erleben, so ein Hotel, von innen, und da stand ich dann am Fenster und hatte ein wenig Angst, dass einer klopfen könnte und sagen: Sorry, Fräulein, wir haben uns verlaufen, der Campingplatz ist gegenüber.

Wie ein junger Hund war ich wohl, wenn ich heute daran denke. Morgens aus dem Bett stürmen und raus, und alles ansehen müssen, unbedingt, sofort, bis man Kopfweh bekommt. Die Italiener, damals dachte ich, die schönsten Menschen der Welt, in den seidig fallendsten Trikotagen redeten, und ich glaubte, sie sprächen in danteschen Versen, so klug sahen sie aus, so selbstbewusst, und ich ...

Wie das war, als das Leben noch vor mir lag und ich dachte: Jetzt, jetzt geht das alles los. Mit der Liebe, mit Italien, und dass es sich immer so anfühlen würde, wie ein Rausch, dachte ich, und nun, nun stehe ich an diesem Kiosk, trinke wunderbaren Kaffee und denke nur: Heute Abend gibt es schon wieder nichts Vernünftiges zu essen. Italienisch halt.

Wie sich das Leben abnutzt, das merkt man ja nur an Freunden und Ländern, die man immer wieder sieht, und die Falten werfen, und die Gags, die hat man schon 1000-mal gehört und die Kaffeebuden 1000-mal gesehen und am Meer gestanden und gedacht: Also so schön werd ich wohl nie wieder am Meer stehen. Und immer wieder kommt man, weil man doch so hofft, dass wenigstens die Gefühle gleich bleiben, wenn schon alles andere altert.

Trauer um die Zeit ...

Nichts da. Alles wird schwächer. Wie die Erregung abnimmt und das Verstehen wächst, aber es hilft ja nichts. Es macht nicht einfacher, zu verstehen, nichts angenehmer.

Cinque Terre, 15 Jahre später, sind nur noch Touristenmassen, die sich mit Reiseleitern durch die kleinen Orte schieben, sind überfüllte Restaurants mit viersprachigen Speisekarten, ist das Gefühl, ein Portemonnaie auf zwei Beinen zu sein, und das Verstehen, dass sie recht haben, die Italiener. Wenn man schon ihre netten Gasen verstopft, mit weißem Fleisch, dann muss man dafür zahlen.

Irgendwo hier am Meer war ich tanzen, in dieser Art, dass man verschwitzt ist und fast tot, wie nach einem Marathon, in schwarzen Sachen, natürlich trug ich nur

Schwarz, und früh am morgen lag ich neben einem umgestülpten Boot – das war wohl mit dem Freund, nach dem ersten Freund. Ohne Auto und ohne Geld, und an Venedig erinnere ich mich noch, im Herbst, und leer. Eine Pension für 30 Mark, und kein Geld mehr für gepflegte Speisen. Ziemlich hungrig liefen wir durch die Stadt, und warum vergisst man das nicht, vergisst dafür die späteren gepflegten Reisen nach Venedig in Ferienwohnungen erwachsener Freunde, Essen in teuren Restaurants, die nie mehr das Gefühl machen werden, wie der Hunger auf das Leben damals.

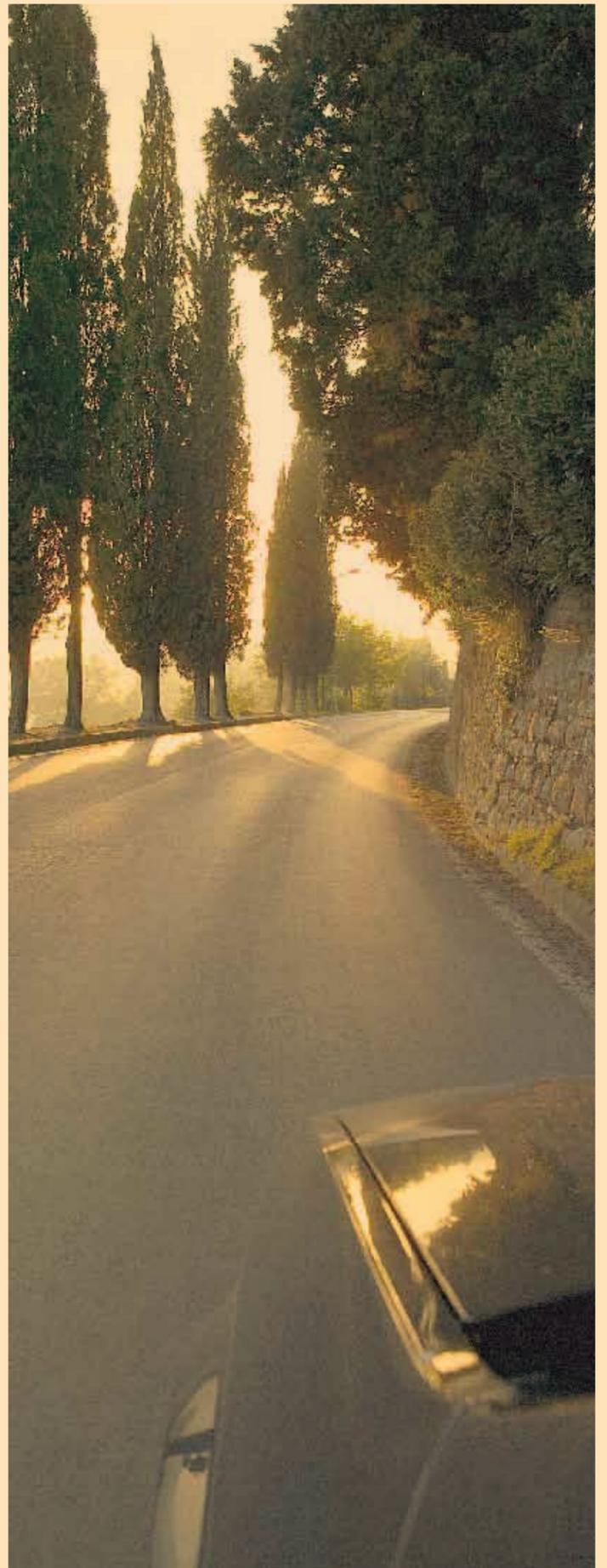
Und wie mir das nicht mehr einfiel, heute, die ganze Nacht durch die Stadt zu laufen, weil der Zug um sechs fuhr und das Geld für eine Übernachtung nicht mehr vorhanden war, heute, da ich am liebsten um zehn zu Bett gehe, und auch daran einige Ansprüche habe. Und des Morgens immer öfter erwache, und der Rücken schmerzt, und es dauert, bis die Gliedmaßen wissen, was zu tun ist.

Das Alter ist mir näher als die Jugend. Die ersten Freunde sind schon tot. Der Krebs. Alle haben Krebs, und ich kann mir vorstellen, wie es sein wird, wenn keiner mehr übrig bleibt. Wie ich sitze und denke: Unter dem Kaiser war alles besser.

Mit welchem Mann war das nur? In Bergamo, dem Schönsten, was man als Ort in den Bergen so werden kann, nachts vor einer bereits geschlossenen Bar, und der Wirt stellte zwei Stühle für uns wieder vom Tisch, und ich saß da, und redete atemlos Schwachsinn, mit Angst, dass ich nicht genügen würde, wenn ich schwiege. Ich genügte letztlich auch nicht. Ein paar Monate später war der Mann weg und Bergamo für immer besetzt mit seinem Schatten.

Nachdem er sich aus meinem Leben verabschiedet hatte, der Bergamo-Mann, war ich nach Capri gefahren, allein, es war im April nach dem Herbst mit ihm, ich war der erste Tourist auf der Insel und dachte, wenn ich vor Traurigkeit überhaupt zum Denken kam, dass ich vielleicht einmal so reich würde, mir einen dieser Paläste auf der Insel kaufen zu können, auf der alles so perfekt ist, dass es wehtut. Ich war den Inselrundwanderweg gerannt, jeden Tag, um mich zu bewegen, weil ich sonst nur zusammengekrümmt gesessen wäre, weil ich doch keine Ahnung hatte, dass das Leben weitergeht, dass Erinnerungen dünner werden, dass Liebe, die geht, keine Liebe ist, sondern nur Sehnsucht.

Ich stand auf Capri und schaute Boote an, und dachte bei jedem, da könnte er jetzt sein, und kommen, und mir erklären, dass es ein Irrtum war. Heute weiß ich, dass solche Sachen nur in Filmen stattfinden, in denen Meg Ryan mit-



Frau Berg erinnert sich an die Zeit, als das Leben noch vor ihr lag wie eine kurvige Straße durch die Cinque Terre.

Foto: Corbis

spielt, aber unterdes auch nicht mehr, denn sie ist jetzt ebenfalls zu alt, als dass man ihre Naivität glauben würde.

... in der alles Aufregung war

Natürlich wohnt man in Bologna im Grand Hotel Baglioni. Schaut später nach Taschen und Schuhen, am Abend isst man in der Trattoria Gigina und sitzt dann

nachts auf seinem antiken Hotelbett, packt kleine Dinge aus großen Tüten aus, knistert mit Seidenpapier und hat Hunger und weiß nicht worauf.

Wie viele Jahre ist das her? In Bologna in einer hässlichen kleinen Wohnung, zu Besuch bei einem Italiener, schwer verliebt und kein Wort reden können, mit ihm dann ans Meer, Rimini, die Eltern besuchen, und sich verabschieden drei Tage später, wieder heimreisen, weinen und wissen, diesen Mann wird man nie wieder sehen – viel-

leicht war das schon der Beginn des Endes, dieses Wissen um Unmöglichkeiten. Das ist es doch, das die Verzauberung nimmt. Altem. Das Wissen, dass ein schönes Gebäude, der Duft von Pinien und Abendwärme nichts an deinem Zustand ändern kann. Es wird schon bald eine Erinnerung sein, dich nicht verändert haben, dein Leben nicht.

Ich bin wieder zu Hause. In einem schönen Leben. Vielleicht werde ich irgendwann im Winter wieder einmal Sehnsucht bekommen, nach Italien, so wie viele. Und wir alle sind heute reich und alt und sagen: Ich genieße mein Leben erst jetzt, ich möchte nie mehr jung sein, und das stimmt. Und wir werden hundertsechs und werden wieder fahren, an einen See, ans Meer, in die Toskana, und wir werden hoffen, dass die Zukunft so sein wird wie unsere Erinnerungen, mit Gerüchen und Gefühlen, wir werden uns selber in Reisen nachspielen, doch glaubt mir, wir werden es nie mehr finden, das Gefühl unserer ersten Italienreise.

„Und wir alle sind heute reich und alt und sagen: Ich genieße mein Leben erst jetzt, ich möchte nie mehr jung sein, und das stimmt. Und wir werden hundertsechs ...“

„Also so schön werd ich wohl nie wieder am Meer stehen. Und immer wieder kommt man, weil man hofft, dass wenigstens die Gefühle gleich bleiben, wenn schon alles andere altert.“